Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der **Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind.** [Preis 75 Cents per Jahr.

20. Jahrgang. **24. Mai 1899.** **No. 21.**

Aus Mennonitischen Kreisen

In der Pfingstwartezeit.

Es prangen Haus und Garten
Geschmückt mit grünen Mai'n
O du, den wir erwarten,
Wann ziehst du bei uns ein?

Zwar willst du nur erscheinen,
Wo hell und blank das Haus,
Die Heiligen und Reinen
Wählst du von allen aus.

Doch bin ich still und schaue
Vertrauend auf zum Licht.
Die Huld, auf die ich baue,
Verschmäht mein Hoffen nicht.

Bald wird er kund sich geben,
Der süße Himmelsgast,
Und von der Brust mir heben
Jedwede Kummerlast.

Wird in das Herz mir hauchen
Den schönen, reinen Sinn,
Durch den in Gottes Augen
Ich wohlgefällig bin.

Mit Kraft und heil'gem Mute,
Mit Liebe inniglich
Und jedem Himmelsgute
Wird er beschenken mich.

Wird Frieden mir gewähren
Und Freud im tiefsten Leid,
Und mich besiegen lehren
Die Trübsal dieser Zeit.

Tief in des Busens Gründen
Auf schweigendem Altar
Wird er ein Feuer zünden
Unsterblich, rein und klar.

Da wird die Thräne weichen
Und zu den Himmelshöhn
Ein schönes Bundeszeichen
In lichten Flammen wehn.

O heil'ger Geist, erscheine,
Still meiner Sehnsucht Schmerz,
Erwecke, heil'ge, rein'ge
Die Lippen, Geist und Herz.

Agnes Franz.

Für die Mennonitische Rundschau.

Waisenkasse.

Zuerst will ich bemerken, daß das Wort „Lebensversicherung" ein höchst unpassendes ist, denn niemand kann seines Lebens Länge auch nur eine Elle zusetzen. Aber gerade so unpassend erscheint mir das Wort „Feuerversicherung" zu sein, denn das Haus brennt gerade so gut „versichert" als unversichert. Und der Mensch, der sein Leben versichert hat, stirbt gerade dann, wann er auch unversichert sterben würde. Mir persönlich sind Weib und Kinder mehr wert, als das bischen Eigentum, das ich besitze. Wenn es mir nun erlaubt ist, mein Obdach unter Brüdern zu „versichern", indem ich mich im „Aid Plan" einschreiben lasse, warum können wir denn nicht eine Vereinbarung treffen, „unter Brüdern" auch in der Art für unsere Witwen und Waisen zu sorgen? Wenn ich meiner Frau z. B. ein Sümmchen von $1000 sichern könnte, so würde ich durchaus nicht Angst haben, daß sie mich deswegen erdrosseln oder vergiften würde, um desto rascher in den Besitz von $1000 zu kommen. Und wenn das nun die höchste Summe wäre, die man seiner Familie sichern könnte, wäre das denn schon „nach Reichtum jagen"? Wird nicht in anderer Weise **mehr** nach Reichtum gejagt? Wer seinen Kindern Haus, Hof und Farm hinterlassen kann, die er vielleicht nur ererbt und nicht errungen hat, braucht solche „Versicherung" nicht. Aber die Leute, die sozusagen aus der Hand in den Mund leben und bei aller Arbeit nicht zu solcher Selbständigkeit kommen können, sollten männlich und brüderlich zusammenstehen und innerhalb der christlichen Grenzen „ein System" bilden, nach welchem wenigstens der größten Armut vorgebeugt werden kann. Schreiber dieses hat Gelegenheit gehabt für solche alleinstehenden Personen zu kollektieren und weiß deshalb genau, wie weit die Gutmütigkeit der Menschen im allgemeinen langt. Natürlich tothungern braucht wohl kaum jemand, aber man läßt es auch scharf darauf ankommen, ehe man hilft, und wenn man endlich hilft, dann ist jeder Bissen mit der salbungsvollen Ermahnung begleitet: „Nur sehr arbeiten und sehr sparen." Oder: „Nur herzhaft auf Gott vertrauen." Manchem „paßt" es auch gerade nicht, und die arme Witwe schämt und grämt sich fast zu Tode. Doch gegen Vorurteile helfen keine Gründe. Wer das nicht einsehen will, thut es einfach nicht und damit basta. Mehr stimme ich dann denjenigen bei, die da sagen beides, Lebens- und Feuerversicherung (um die alte Benennung beizubehalten) ist unrecht, denn unter Leuten, die sich „Brüder im Herrn" und „Kinder Gottes" nennen, sollte **keine** Versicherung notwendig sein. Doch wir müssen mit der Welt rechnen, **wie sie ist** und nicht, **wie sie sein sollte.** Es wird für kein Unrecht gehalten, wenn der Farmer auf weit mehr Getreide rechnet, als er zu Nahrung, Kleidung und Aussaat gebraucht. Giebt der liebe Gott dann eine reiche Ernte, dann wird zuerst alles ein wenig besser eingerichtet, eine Kutsche u. s. w. angeschafft und der Rest des Erlöses in eine Bank „auf Zinsen" gethan.

Es wird für kein Unrecht angesehen, wenn unsere Brüder eine viertel Sektion nach der andern kaufen, um ihre Familie so sicher wie möglich zu stellen. Eine Versicherung gegen Feuer könnte man noch eher als Selbstsucht bezeichnen, denn der Mann, der sein Haus versichert, hofft auf eine Vergütung, die ihm persönlich mit zu gute kommt; derjenige, der seiner Familie eine Unterstützung sichert, ist ganz selbstlos, denn **ihm selber** kommt nichts davon zu gute. Warum lassen wir unsere besten jungen Männer in die „Logen" laufen? Könnten wir innerhalb unserer Gemeinschaft eine „Waisenkasse" haben, wie wir einen „Aid Plan" haben? Würden die Brüder, die da so stark dagegen zu sein scheinen, nicht so viel Liebe haben und diejenigen, die da anders denken, weniger scharf beurteilen? Ein junger Mann, der stark in Logen interessiert ist, sagte zu mir: „Sobald die Kirche beweisen wird, daß sie ihre Pflicht thun will, werde ich mich von den Logen lossagen und in den Schoß der Kirche zurückkommen." Sicherlich denken viele so. Auch mancher, der in Gesellschaften versichert ist, die da nicht „geheime" Gesellschaften sind, würde dort austreten und einer event. mennonitischen „Waisenkasse" beitreten. Natürlich dürften **nur** Mennoniten Glieder sein, und die Versicherungssumme dürfte $1000 z. B. nicht übersteigen. Das könnte mithelfen, unser Volk mehr zusammen zu halten. Gott schenke uns allen Weisheit, über diese Frage recht ernst nachzudenken.

Anmerkung. Weitere Artikel über diesen Gegenstand werden wir im Auszug bringen. Wir haben schon einige beiseite legen müssen. Diesen bringen wir nur, weil er die Frage von einer bis jetzt noch nicht beleuchteten Seite bringt. Auch des Interessanten kann es zuviel werden. Daß obige Frage eine zeitgemäße ist, wissen wir sehr wohl, denn viele Mennoniten gehören leider bereits zu geheimen Gesellschaften. Doch wir enthalten uns jeglichen Urteils d. h. vorläufig.

Vereinigte Staaten.

Texas.

Westfield, 9. Mai 1899. Werte Rundschau! Es ist schon wieder eine Zeit dahin, seit ich den letzten Bericht einschickte und ist uns immer lieb, wenn die „Rundschau" kommt, da wird das erste durchgesehen, ob nicht was drin steht aus unserer Bekanntschaft. So ist sie uns immer ein lieber Gast im Hause, und so wird es doch wohl auch andern gehen in andern Gegenden, besonders etwas von dem verschrieenen Texas zu hören. Es ist nur immer altes zu hören von unserer Gegend hier bei Westfield. Wir hatten hier den 7. Mai einen flüchtigen Besuch von Rosenberg. Es waren vier an der Zahl: P. S. Warkentin, Aaron Peters, Wiebe und Johann Neufeld, Minnesota; kann aber wenig von ihrem Gutachten hier über unsere Gegend sagen. So viel sagten sie, daß unsere Frucht hier weiter war als bei Rosenberg, daß heißt Korn, Baumwolle und auch Gartengemüse, so auch Gurken und Bastan haben schon Ranken von zwei Fuß. Die Kartoffeln sind reif für den Markt. Ich hatte vergangene Woche, den 4. Mai, ein Buschel mit zur Stadt und bekam $1.10 per Buschel und, wie ich örte, soll sieben Meilen nördlich von uns, bei Springs Station, die erste Car Kartoffeln geladen werden, um nach dem Norden zu schicken; wollen 75 Cents per Buschel zahlen. Da herum sind viele alte Ansiedler, die viele Kartoffeln ziehen für den Markt und damit sozusagen das Leben machen und das andre bleibt ihnen dann übrig. Wachstum ist hier einmal, das kann keiner bestreiten, ob er auch will, und das Wetter ist ganz anders wie vergangenes Jahr: viel mehr Wind und nicht so viel Regen. Den 20. April nachts hatten wir einen starken Regen. Wir haben die ganze Zeit unseres Hierseins nicht so viel Wasser gehabt als dann; sogar die alten Ansiedler haben gesagt, daß sie wüßten, daß in so kurzer Zeit so viel Wasser heruntergekommen war. Es hat aber keinen Schaden gemacht. Durch die vielen Gräben läuft das Wasser bald fort. So übrigens ist jetzt an der Tagesordnung, Baumwolle zu hacken und zu kultivieren. Und sind auch so ziemlich gesund; es kommen dann und wann etwas Erkältungen vor, was hier sehr leicht vorkommt. Wenn's sehr warm ist und man kommt in den Schatten unterm Baum, so ist es gleich kühl. Ich habe es besonders letztes Jahr bemerkt, da habe ich Süßkartoffeln zwischen die Kornstauden gepflanzt und wo der Schatten von der Staude hinfiel, da war die Erde kühl, an andern Plätzen war sie heiß. Auf unserer Ansiedlung wird immer etwas mehr gebaut: Küche und Hühnerhäuser, denn ein jeder befleißigt sich, so viel Hühner wie nur möglich zu ziehen. Das giebt hier beim großen Markt eine schöne Einnahme. Ich denke die Auswanderungslustigen sollten nicht die Kosten scheuen, sondern sollten auch hierherkommen und die Gegend hier besehen und prüfen, ehe sie nach dem kalten Norden gehen, nach Saskatchewan oder wie sie es nennen. Ein jeder hat seinen Willen, zu wählen wo er will.

Wo ist doch Peter Giesbrecht, der das gelobte Nord-Dakota so hoch hob gegen den sonnigen Süden? Wie wir hören oder lesen, ist er dort auch schon fort. Wie gesagt, einer ist für den Norden, der andere für den Süden, wieder andere für den Osten, die andern für den Westen. Nichts für ungut.

Einen Gruß an alle Rundschauleser wie auch an Freunde und Bekannten. Lebet wohl! David Nikkel.

Richmond, Ft. Bend Co., 12. Mai 1899. Werter Editor und Leser! Da ich wieder eine Reise nach Houston, Westfield, Fairbanks und Katy gemacht habe, wo ich so manches gesehen und gehört, was vielleicht einem und dem andern interessant ist, so gedachte ich einen kleinen Bericht einzuschicken.

Den 3. d. M. fuhr ich, C. Wiebe und Aron Peters von dieser Ansiedlung, sowie John Neufeld von Minnesota von hier ab, per Achse. Acht Meilen von Richmond besahen wir uns die Zuckerfabrik, wohl ist sie jetzt nicht in Betrieb, aber man kann es an den bis 8 Stock hohen Gebäuden und den vielen Maschinen sehen, daß es ziemlich großartig zugehen muß.

Den nächsten Tag, 11 Uhr mittags, hatten wir die 43 Meilen bis Houston zurückgelegt. Wohl bin ich in den zwei letzten Jahren schon siebenmal dort gwesen, aber es giebt in solcher großen Stadt noch immer etwas neues zu sehen. Die Schlächterei, Brauerei, die Druckereien der täglichen Post, sowie der deutschen Zeitung, wurden besucht. In ersterer geht's schon ganz großartig her, 8 Maschinen, sowie viele Handsetzer, waren am Schriftsetzen. Es schnurrte und burrte in allen Ecken. Solche Setzmaschine ist doch interessant zu beobachten, wie schnell und sicher sie ihre Arbeit thut.

Wenn man früh morgens bei der Markthalle vorbei kommt, und sieht die vielen Wagen mit Gemüse u. s. w. beladen dastehen, dann kommt mir oft der Gedanke: heute werden sie mal nicht alles ausverkaufen können, aber um 11 Uhr ist alles fort, ja, außerdem kommen noch Carladungen an.

Den 6. fuhren wir nach Westfield, 18 Meilen. Wir wurden von John Funk herzlich begrüßt, gingen noch zu Prediger Bergthold, beide konnten recht schönes Gemüse, und nette Baumanpflanzungen aufweisen, sowie schönes Korn und Baumwolle. Den 7. waren wir noch in der Versammlung, welche gut besucht und gut geleitet war. Die Hauptsache ist, sie scheinen alle mit ihrem Loose zufrieden zu sein. Nachmittags fuhren wir nach Fairbanks, wo wir um 5 Uhr, bei unserm enthusiastischen, unverwüstlichen Freund H. Lötkeman ankamen. Ich bin überzeugt, wer zu diesem Truckfarmer geht, sein Gemüse sieht, und sich alles von ihm erklären läßt, dem geht ein Gruseln längs dem Rücken, wenn er nur an eine nördliche Weizenfarm denkt.

Den 8. fuhr Freund Schröder noch mit uns Land besehen, auch trafen wir noch H. Löwen und P. Isaak, ein paar alte Manitobaer, die sich in Texas sehr wohl fühlen.

Den 9. fuhren wir nach Katy. Zu Mittag hielten wir noch bei Jakob Schmidt an der Bearcreek an. Um 4 Uhr kamen wir zu Prediger B. Kroeker, wo wir als alte Bekannte herzlich willkommen waren; er zeigte uns noch seinen Garten, Pfirsichbäume, die seit letztem Jahr aus Steinen gewachsen waren, hatten dieses Jahr bis 20 Pfirsiche; Pflaumenbäumchen, letztes Jahr gepflanzt, voll Frucht; ich zählte neun Stück in einer Traube; Erdbeeren, Rosen, Korn und Baumwolle wuchsen prächtig.

Zur Nacht fuhren wir zu dem alten Freund David Franzen. Es ist kaum zu glauben, wenn man seine Farm mit Korn, Baumwolle, Gartengemüse, den vielen Gebäuden und Fenzen betrachtet, daß er noch nicht länger als ein Jahr auf dem Platz ist, aber es ist wirklich so.

Nun habt nochmals alle, ohne Ausnahme, herzlichen Dank für die liebevolle Aufnahme, die ihr uns armen Reisenden habt zu teil werden lassen, wir haben uns wirklich wohl bei euch gefühlt.

Nun noch ein wenig an Onkel P. Reimer, Krim, Spat:

Lieber Onkel! Du bist doch sicher im Irrtum, daß Du in drei Jahren nichts von uns vernommen. Ich habe Briefe geschrieben. Der Tod von meinem Vater und Onkel A. Reimer ist durch die „Rundschau" bekannt gemacht, auch habe ich oft etwas für die „Rundschau" geschrieben, oder liest Du die „Rundschau" nicht, und hast meine Briefe nicht erhalten? Bitte, schreibt doch; ich habe schon mehrere Jahre nichts von Jakob Reimers, Johann Borns und den anderen Freunden gehört. Ich werde meine volle Adresse hier folgen lassen.

Alle herzlich grüßend,

P. S. Warkentin,
Richmond, Ft. Bend Co., Texas.

Süd-Dakota.

Freeman, den 12. Mai 1899. Werter Editor! Als ein langjähriger Leser der „Rundschau" wünsche ich Euch und den lieben Freunden und Rundschaulesern das beste Wohlergehen an Seele und Leib.

Da seit meinem letzten Bericht schon eine geraume Zeit verstrichen ist, so fühle ich mich diesmal besonders gedrungen, unsern Freunden in Canada zu berichten, daß es dem Allmächtigen über Leben und Tod gefallen hat, unsern lieben Vater, Andreas Müller, aus unserer Mitte hinwegzunehmen. Er hinterläßt eine traurige Witwe und 5 Kinder, von welchen 3 verheiratet und 2 ledig sind. Er litt anfänglich, ungefähr drei Jahre lang, an einer Nierenkrankheit, zuletzt artete dieses Übel in Wassersucht aus, womit er über drei Monate zu kämpfen hatte. Auch wünschte er aufgelöst und bei Gott zu sein. Er nahm sein Leiden geduldig an und beharrte bis ans Ende. In den letzten Tagen wurde er so schwach, daß er gepflegt werden mußte, dennoch war er in vollem Bewußtsein bis in der letzten Stunde. Er zog noch die Mutter an sich und nahm Abschied von ihr, legte sich zurück und verschied den 24. April, 11 Uhr vormittags, in der besten Hoffnung, zu seinem Hei-

ande zu gehen, welchen er so vielfältig anrief. Der arme Vater mußte die meiste Zeit in den drei Monaten sein Bett in sitzender Stellung hüten, ausgenommen einige Tage. Wir sind dadurch in tiefe Trauer versetzt worden, besonders die liebe Mutter. Ich erinnerte mich gleich an die Worte des Dichters, wenn er sagt:

Gestillt ist nun dein Sehnen,
Du teure Himmelsbraut!
Getrocknet deine Thränen,
Verhallt des Seufzers Laut.

Der hier im Thal der Leiden
Dein Ein und Alles war,
Den schaust du nun mit Freuden
Und lobst Ihn immerdar.

Wir lassen dich mit Schmerzen
Aus unsern Armen los:
Doch gönnen wir von Herzen
Dir auch dein köstlich Loos.

Den 26. April wurde er zur letzten Grabesruhe bestattet, unter einer großen Teilnahme. Die Leichenrede wurde von Prediger Joh. Wipf über Ev. Joh. 3 bis 21 gehalten.

Namentlich gilt dieses Schreiben den lieben Freunden in Canada. Da ist erstens Isaak Müller, Gretna; Isaak Klassen, Waldheim; Wilhelm Müller, Morden; Heinrich Penner und G. Sawatzki, Burwalde; W. Penner, P. Rempel, Peter Tießen, Hoffnungsfeld; Math. Müller, Winkler; Gerhard Rempel, Rosthern, Saskatchewan.

Bemerke noch den lieben Isaak-Vetter, der dem Vater in seinem Leiden durch sein trostreiches Schreiben Erleichterung verschaffte, indem er bemerkte, er solle mit Geduld ausharren und sich auf unsern Heiland verlassen u. s. w. nach die Worten des Dichters:

,,Gott verläßt die Seinen nicht,
Vertraue nur auf Ihn'' u. s. w.

Wir mußten ihm die Briefe mehrere Male vorlesen.

Habe unsern besten Dank für Deine Bemühung, und bitten auch alle Freunde, uns auch fernerhin nicht zu verlassen. Wir sind gern bereit, auf ein jedes Schreiben Antwort zu geben.

Muß noch bemerken, daß der Vater sein Alter auf 64 Jahre, 7 Monate und 11 Tage brachte.

Mit bestem Gruß unterzeichne ich mich, Achtungsvoll,

Joseph A. Müller.

Spring Valley. — Peter Hübert war in seiner Jugend in Rußland, in Lichtfelde oder Neukirch, kam nach Elisabetthal, von da nach der Donischen Seite und wieder zurück, ging bald nach der Krim, wo er bei 13 Jahre wohnte, zog dann nach Schönau und von dort nach Amerika, Süd-Dakota, von da nach Nord-Dakota, hat noch zehn Jahre hier gelebt, und starb am 14. Oktober 1896. Ist alt geworden 74 Jahre, 4 Monate. Hier in Amerika sind sieben Kinder am Leben. Eine Namens Margaretha ist gestorben. Die Adresse der nachgebliebenen Kinder und Witwe Hübert ist Sykeston, Nord-Dakota. Drei Kinder des Verstorbenen sind in Rußland.

Heinrich Wall.

Washington.

Dusty, den 7. Mai 1899. Weil wir hier eine neue Postoffice bekommen haben und ich jetzt auch meine Post verlege, so mache ich hiermit meinen Freunden bekannt, daß die jetzige Adresse Dusty, Witman Co., Wash., und nicht mehr Endicott ist. Berichte noch, daß wir hier in Washington auch einen strengen Winter gehabt haben und daß der Winterweizen auch beinahe alle ausgefroren ist. Auch die jungen Obstbäume sind vom Frost sehr beschädigt. Der Frühling ist trocken, kalt, mit viel Wind, deshalb kommt der Sommerweizen schlecht auf. Die Weizenpreise sind niedrig, 44 Cents das Buschel; Kartoffeln sind dagegen hoch: 1½ Cents das Pfund; Pferde haben einen mittelmäßigen Preis; Rindvieh ist hoch im Preis. Eine Milchkuh $35 bis $40. Das Land steigt auch wieder. Durch das unbeständige Wetter ist viel Husten und Rheumatismus erzeugt. Sonst sind nicht besondere Neuigkeiten.

Mit Achtung,

Heinrich Pauls.

Canada.

Manitoba.

Morris P. O., 11. Mai 1899. Zuvor einen herzlichen Gruß an alle Rundschauleser! Ich ging schon lange mit dem Gedanken um, mal etwas der ,,Rundschau'' mit auf den Weg durch die Welt zu geben, da ich viele Jahre selbst ein Leser derselben bin, aber noch wenig gethan, um die Spalten zu füllen. Habe ich immer die guten Nachrichten und Belehrungen mit Interesse gelesen, besonders von Verwandten und Bekannten. Doch lassen unsere nahen Verwandten, besonders in Rußland, sich leider nur sehr wenig hören. Möchte noch mal versuchen, meiner Frau Tante, Nichten und Vettern zum Schreiben aufzumuntern. Die Tante Peter Penner war früher in Friedensfeld, Rußland, wohnhaft, wo sie aber jetzt ist, ist uns unbekannt, oder ob sie noch unter den Lebenden weilt. Bitte darum um ein Lebenszeichen. Meine Frau ist eine geborne Elisabeth Wartentin von Blumstein. Sollten aber Bekannte die „Rundschau" nicht lesen, so ist nur jemand gebeten, der die „Rundschau" hält, ihnen diese Zeilen zu zeigen. Auch die liebe Tante Joh. Tießen auf Rosenhoff, seid mit diesem herzlich gegrüßt. Lasse Euch mit diesem wissen, daß meine Eltern noch immer unter den Lebenden weilen. Der Vater ist aber ziemlich kränklich, und ist immer im Bett. Er sehnt sich schon der Auflösung entgegen. Die Mutter ist noch immer am Herumschaffen, das ist unter die Seltenheiten zu rechnen. Der Vater wird nächsten Sommer 86 Jahre, die Mutter 84; sie leben in der ersten Ehe. Um den Lesern deutlich zu machen, von wem die Rede ist, gebe ich hier ihre Namen. Sie sind die alten David Klassens, wohnhaft hier in Rosenhof bei der jüngsten Tochter Helena. So schnell vergeht die Zeit und wir mit; auch wir sind nicht mehr in der Jugendblüte und gehen der Ewigkeit schnell entgegen. Bald ist die Reihe vielleicht auch an uns, daß wir in dem Totenregister, in der Spalte der „Rundschau" bekannt gemacht werden. Denn es ist und bleibt so, wie Gottes Wort uns lehrt: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht." Was der Mensch säet, wird er ernten. Aber leider wird dies von wenigen beherzigt. Kein guter Baum kann arge Frucht bringen, und kein fauler Baum kann gute Frucht bringen, nach der Aussage des Heilandes Matth. 7, 17—20. Darum sollten wir uns immer sorgfältig selbst Prüfen, ob unsere Werke auch mit Gottes Wort übereinstimmen, denn das Wort Gottes ist uns ja zur Lebensrichtschnur gegeben.

Nun noch ein wenig von unsern Verhältnissen. Manches bleibt zu wünschen übrig hier im hohen Norden. Der lange und strenge Winter ist für manchen sehr unfreundlich, besonders für denjenigen, der mit seiner Gesundheit nicht gut ab ist, und für den das Reisen in den kalten Wintermonaten sehr unbequem ist. Wir hatten es letzten Winter sehr kalt. Das Thermometer wurde oft bis 30 und 32 Grad Reaumur heruntergedrückt, dann läßt man sich nicht gerne draußen sehen. Wurde auch sehr spät Frühjahr. Wir hatten feste Schlittenbahn bis den 7. und 8. April, dann gab es Tauwetter, daß der Schnee auch bald weg war. Aber bald stellte sich wieder Regen ein, so daß wir erst ganz im Mai mit Einsäen begannen, und es ist noch immer sehr naß, daß es nur sehr langsam vorwärts geht; doch wird ja noch auf Hoffnung gesäet. Die Erfahrung hat es uns gelehrt, daß es doch noch eine gute Ernte geben kann.

Zum Schluß noch einen Gruß mit Psalm 19 an alle Leser hüben und drüben. Abraham Klassen.

Rußland.

Insel Chortitz, 7. April 1899. Da ich auch ein Rundschauleser bin und gerne Nachrichten von Feunden in der „Rundschau" lese und überhaupt aus Amerika, so will ich auch mal versuchen, ob ich nicht ein paar Zeilen zustande bringen kann, um meinen Freunden durch die „Rundschau" eine kleine Nachricht zukommen zu lassen. Daß der liebe Gott mir meine inniggeliebte Gattin im vergangenen Sommer nach einer viermonatlichen Krankheit von meiner Seite genommen hat, das denke ich werden die lieben Freunde schon wissen. Den 8. März begruben wir unsern Sohn Abraham, welcher nach schwerem Leiden, an Nervenfieber und Gehirnentzündung den 4. März, im Alter von sechs Jahren, in Gott entschlafen war, und den 7. Mai begrub ich meine liebe Frau. Das war ein harter Schlag für mich. Gleich von Anfang an hatte sie wenig Hoffnung auf Gesundwerden und bereitete sich vor zum Sterben, und so starb sie auch los von allem Irdischen in der frohen Hoffnung, unsere, ihr vorangegangene drei Kinder vor dem Heiland zu begrüßen. Sie hat öfters über Dornenhecke und über den Kreuzberg geseufzt, aber dann immer sich damit getröstet, daß sie die Dornenhecke und den Kreuzberg bald überstiegen habe und sie, dann erlöst von allem Leiden, Teil haben werde an des Herrn Freude. Sie hat den Sieg davongetragen und ist eingegangen, wogegen wir noch zu kämpfen haben. Doch der liebe Gott wolle uns Kraft geben den Kreuzweg zu erklimmen, der noch vor uns liegt und dann oben angekommen ausrufen zu können: Wir haben den Sieg errungen, wir haben Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone des Lebens. Nach dem Begräbnis meiner lieben Frau wurde ich selber schwer krank, von welcher Krankheit ich bis jetzt noch nicht ganz hergestellt bin, denn das Arbeiten will noch nicht gehen; doch der liebe Gott hat bis hierher geholfen und ich hoffe, er wird auch weiter helfen. Ich habe mich schon wieder verheiratet mit einer Witwe Peter F. Peters, Tochter des Johann Pauls, aus Chortitz. Zu meinen vier Kindern hat sie mir noch zwei zugebracht, einen Sohn und eine Tochter, daß wir jetzt zusammen vier Söhne und zwei Töchter haben. Der Herr gebe uns Kraft und Verstand, sie zu wahren Christen zu erziehen.

Das vergangene Jahr ist für uns Insulaner ein Ziehungsjahr gewesen, indem er uns durch den Tod viele Wunden geschlagen hat. Der Herr will uns näher zu sich ziehen, denn die neuen frischen Grabhügel auf dem Friedhofe sind Zeugen für den Ernst dieses Lebens. Auch unser alter Schullehrer, Jakob Kop, ist durch einen fast plötzlichen Tod von seiner kleinen Herde abgerufen worden, und wie wir fest glauben, wird er auch dort unter der Schar der Lehrer sein, die da leuchten werden wie des Himmels Glanz. Über 42 Jahre hat er der Insulaner Kinder auf den Herrn hingewiesen. Das Schullehrer-Amt ist ein wichtiges Amt. Wehe dem, der es mißbraucht und nicht ein rechtschaffener Haushälter ist und sein Pfund vergräbt. Eine große Verantwortung wird er nach sich ziehen. Aber wie groß wird sein Lohn sein, wenn er mit dem Pfund gewuchert hat?—Auch unsern Onkel Isaak Driedgen haben wir nach einer zweimonatlichen Krankheit hinaustragen müssen. Der Herr schlägt Wunden, aber er heilet sie auch wieder. Was wird uns dieses Jahr bringen? Drei Monate sind schon wieder dahin, aber noch sind keine Sterbefälle zu verzeichnen. Der alte Onkel, Diedrich Neufeld, aber ist schwer krank, nach unserm Verstehen wird an ihn des Herrn Ruf bald ergehen: Kommt wieder, Menschenkinder! Gott gebe ihm ein seliges Sterben.

Noch etwas von der Witterung: Der Winter ist dieses Jahr bei uns sehr schwach gewesen. Der kleine Dnepper ist beinahe drei Monate zugefroren gewesen, aber benutzen haben wir das Eis nur so eine Woche können, vier Mal haben wir durcheisen müssen. Der große Dnepper ist überhaupt gar nicht zugefroren. Schnee haben wir in der ersten Hälfte des Winters nur wenig gehabt, aber in der zweiten Hälfte so viel mehr Regen, auch zuletzt noch Schnee. Überhaupt haben wir doch so viel Niederschläge gehabt, daß die Erde gut eingenäßt ist.

Mit der Saatzeit haben wir den 9. März angefangen, haben auch schon alles beendet. Das Getreide geht schon hübsch auf. Der Herr wolle seinen Segen dazu geben, denn an Gottes Segen ist alles gelegen. Fische giebt es wenig im Dnepper und kosten in der Stadt von 10 bis 20 Kop.

In der Stadt Alexandrowsk soll eine große Fabrik gebaut werden, welche ungefähr 6000 Arbeiter beschäftigen soll. Auch von Eisenbahnbauen wird viel gesprochen. Zwei Pläne sind gemacht worden: einer über Alexandrowsk, Einlage, Chortitz, Tomakowka, Schorneschew über Schlachting in die Ekaterinen-Bahn und der andere über Ekaterinoslaw, Chortitz und von Chortitz denselben Strich, aber ohne Zweifel wird sie über Alexandrowsk gehen. Am Dnepper wird bei uns noch sehr gearbeitet, ist diesen Winter noch wieder manch Hundert Faden Steine verarbeitet worden und sollen noch viele verarbeitet werden. Gewesene Insulaner möchte es interessieren etwas mehr davon zu erfahren. Jetzt wird von unter mir, das ist, von „Reiners Stein" bis „Kroppeelechte" sehr gebrochen; viele Faden liegen da längs dem Ufer aufgehäuft. Auch in der „Kessellechte" wird gebrochen, von wo auch schon viele weggefahren sind, aber auch noch viele Faden liegen. Gedämmt wird von oberhalb der kleinen Insel, hinter „Reiners Stein" bis gegen die Stadt; überhaupt sind da schon acht Dämme beinahe fertig, wovon einige bis 120 Faden lang sind. Oben sind sie ungefähr fünf Fuß breit, aber auf dem Grund bis drei Faden breit. Über den normalen Wasserstand werden sie sich ungefähr vier Fuß erheben, aber gerade wie eine Wand gemauert. Jetzt soll noch ein Damm längs dem Dnepper gemacht werden von 500 Faden. Die Regierung hat Geld, wir haben Steine. Der Geschäftsunternehmer zahlt uns einen Rubel für den Kubikfaden, und die Arbeiter bekommen acht Rubel für das Brechen.

Noch einen herzlichen Gruß an den lieben Onkel David Peters in Hochfeld; wir haben schon lange keinen Brief von Euch erhalten, bitte schreiben Sie bald. Gesund sind wir Insulaner-Freunde so ziemlich, nur Tante Friesen drickt das Alter fast zusammen, sie ist schon ganz klein zusammengeschrumpft. Das Sehen und Hören ist schon sehr schwach.

An die Höppners auch noch einen schönen Gruß. Von Onkel Peter Höppner bekommt Onkel Johann Hildebrand noch hin und wieder Briefe, welche er uns dann zu lesen giebt; aber von Onkel Gerhard Höppner bekommen wir nur Nachricht, wenn mein Vetter Klaas Peters herkommt, welcher mit ihm gut befreundet ist. Wir haben immer gehofft, er würde noch mal herkommen, aber bis jetzt vergebens. Noch einen Gruß an alle Rundschauleser. Verbleibe Euer Mitpilger nach Zion, Abraham Klaßhen,

Insel Chortitz, Post Chortitz,
Gov. Ekaterinoslaw, Südrußland.

Nachschrift. Eben habe ich gehört, daß der Onkel Dietrich Neufeld des Nachts gestorben ist. Und auf Jesiken No. 3, Adelsheim, ist Abraham Friesen, gebürtig aus Osterwick, beim Vieh nach der Kampe Fahren, ertrunken. Der Herr stehe den Hinterbliebenen bei in ihrer Trübsal.

Reliquienstreit über Kolumbus.

Kaum sind die sterblichen Überreste des großen Welten-Entdeckers unter Kanonendonner und Glockengeläut, sowie unter dem Segen der Priester in der Kathedrale von Sevilla wieder beigesetzt, da erhebt sich der italienische Bischof von Chieti, der 1882 die Diözese San Domingo auf der gleichnamigen französischen Insel verwaltete, und erklärt im „Corriere di Napoli," die Überführung der Überreste des Christoph Kolumbus von Havanna nach Sevilla sei ein Schwindel. Die Gebeine des Entdeckers von Amerika seien von ihm 1892 in der Kathedrale von Domingo entdeckt worden; sie seien in einer Erzurne verwahrt, auf deren Außenseite Christoph Columbus mit allen ihm zukommenden Ehrentiteln eingegraben sei. Die Urne ruhe auch heute noch in jener Kirche. Die Behauptung des Bischofs von Chieti ist nichts Neues, und bei der vierten Säkularfeier der Entdeckung von Amerika im Jahre 1892 ist in Spanien viel darüber gestritten worden, ob die Gebeine des Kolumbus bei der Abtretung von San Domingo an Frankreich, 1795, wirklich nach Havanna übertragen, oder ob sie im Dome zurückbehalten worden sind. Die Spanier behaupten natürlich das erstere. Bereits im Jahre 1877 fand man im Dome zu San Domingo einen Bleisarg, den man für den richtigen Sarg des Kolumbus hielt, aber kam wieder davon ab. Es wird heute kaum noch auszumachen sein, wer denn eigentlich im Besitze der wirklichen Reste des Kolumbus ist. Im Mittelalter hat man bekanntlich nicht im mindesten Bedenken getragen, mit den Relequien sogenannten frommen Betrug zu treiben. Noch heute behaupten die Jesuiten, es sei gleichgültig, wenn auch eine und dieselbe Reliquie an verschiedenen Orten in mehreren Exemplaren vorhanden sei, das habe der Verehrung des Volkes noch nie Abbruch gethan. Dabei muß ein Exemplar oder es müssen unter Umständen sogar eine ganze Anzahl unrechter Reliquien sein. Der von dem Bischof von Chieti provozierte Skandal ist jedenfalls den Jesuiten höchst gleichgültig.

—Die Flamme des Lichtes strebt stets empor, wenn man das Licht auch umwendet; das Streben eines edlen Geistes hört nicht auf, wie sehr das Schicksal ihn auch beuge.

Unterhaltung.

Percy, oder: Der Irre von St. James.

Nach P. Galen bearbeitet.

Von F. L. Nagler.

(Fortsetzung.)

„Ich habe wenigstens davon gehört."

„Nun ja, und seinen sophistierenden Wetteifer, seine sogenannten logischen, aber immer für ihn ungebührlichen Herausforderungen gegen uns, er hört alles äußerst ruhig an und antwortet zuguterletzt: ich sehe es ein, Sie mögen Ihrerseits ganz recht haben!"

Ich mußte wider meinen Willen lächeln und antwortete:

„Er hat vielleicht gar nicht auf die Ermahnungen gehöhrt."

„Und was das merkwürdigste dabei ist, mit dieser Ruhe ist ein so vornehmes Wesen über ihn gekommen, daß er in meinen Augen ein durchaus veränderter Mensch ist."

„Wie, lieber Doktor, wäre Ihnen dieses feine Wesen jemals entgangen?" fragte ich und konnte nicht unterlassen, ihm aufrichtig, aber etwas scharf in die Augen zu sehen. „Es sollte mir leid thun, wenn Sie in einem Irrenkranken — wie Mr. Sidney einer ist — nicht auch einen gebildeten, sogar einen hochgebildeten Geist gewahren könnten."

„Sie haben recht, Sir, es war immer so etwas an ihm, aber wer ist er denn? Ein simpler Gentleman, der Sohn eines reichen Mannes, vielleicht eines Kaufmannes, etwas verzogen und von frühester Jugend an die Gesellschaft und ihren Luxus gewöhnt — wir sind aber hier in St. James!"

„O, über die Kurzsichtigkeit!" dachte ich.

„Wenn das so fortgeht, so halte ich ihn für geheilt!"

„Da entlassen sie ihn ja wohl bald?"

„Um Entschuldigung, Sir! Sie wissen, daß die Entlassung Sache der Direktion ist. Und soviel mir bekannt, steht in den Instruktionen, daß erst die Bestimmung seiner Verwandten, die wahrscheinlich durch ihn viel gelitten haben, einzuholen sei, was man mit ihm beginnen und wohin man ihn senden solle."

„Hm, also ist gar keine Aussicht vorhanden, daß Mr. Sidney bald entlassen werde?"

„Keine, — vorderhand gewiß gar keine."

„Gehen wir denn zum Essen!" sagte ich und nahm meinen Hut.

„Sie wollten mich doch Ihre eigene Meinung über Mr. Sidney wissen lassen."

„Nun, mit kurzen Worten gesagt, hege ich von Mr. Sidney Ihre Meinung, das heißt Ihre jetzige, und habe sie vom ersten Augenblick an, wo ich, in den Garten tretend, zufällig Mr. Sidney zu Gesichte bekam, nicht anders gehegt."

„Ah! bah! —"

„Ein längeres und breiteres werde ich Ihnen in derselben Nachricht mitteilen, die Sie, wie schon vorher gesagt habe, in spätestens vierzehn Tagen erhalten werden."

„Aha, so wollen Sie also bald wieder von hier fort?"

„Ja, ich beabsichtige den Freitagmorgen zu reisen, da ich zum Sonnabend meine Ankunft an einem anderen Orte schon angesagt habe."

Endlich war ich frei und konnte mich zu Percy begeben; kaum konnte ich den Zeitpunkt erwarten, ich flog die Treppen hinauf, ich stand vor der Thür und war so atemlos, daß ich einige Minuten gebrauchte, um mich meiner Sprache wieder mächtig zu fühlen. Leise öffnete ich die Thür, da stand er vor mir: seine hohe, edle Gestalt grade aufgerichtet, und welches Gesicht sah ich wieder! Wie ein leuchtender Blitz fuhr ein Freudenstrahl über sein Antlitz, als er mich erblickte; er streckte seinen Arm hastig nach mir aus und sagte nur:

„Sie sind da, und ich weiß es, was ich von Ihnen zu erwarten habe!"

„Und Sie sind nicht krank?" fragte ich schnell und besorgt.

„O, ein leichtes Unwohlsein, das mir aber sehr willkommen ist, denn wie konnte ich sonst zu der Freiheit gelangen, mit Ihnen nach Herzenslust verkehren zu können? Und was nun, mein teurer Freund?"

„So, wie eben jetzt an Ihrem Herzen, habe ich an dem Ihres Vaters gelegen und an Sir Robert Grahams Herzen."

„Ha!" jauchzte er auf. „Und Ellinor?"

„Und Ellinor? Hier spricht sie selbst!"

„Dank, Dank dir, du guter gnädiger Vater im Himmel! Gott, du hast meine Gebete erhört!"

„Mein lieber, lieber Freund, der Sie mir ein so großes Glück gebracht haben, wie, wo, womit haben Sie sie gefunden?"

„So und so!" sagte ich und erzählte bald dies, bald das, wie es mir gerade vorschwebte und wie es uns gewöhnlich ergeht, wenn unser Herz zu voll ist und die Gefühle überströmen.

„Mein Vater!" sagte er, nachdem ich lange erzählt hatte. Also Furcht war es! Ein Vater fürchtet den einen Sohn und flucht deshalb dem andern! Kann es dahin kommen? Darf man's glauben? Und die Strafe? Ach, Ellinor! Ellinor! Sie beschwört mich in ihrem Briefe, zu vergessen! Ach! und das Testament verbrannt! Und er soll nichts haben, leer ausgehen, arm sein ganz arm, der sich doch schon so reich dünkte, nein, nein! das soll er nicht, ich habe ja entsagt!"

„Was!" rief ich aus. „Sie wollen der Erbschaft entsagen?"

„Der Erbschaft, gewiß mein Freund, wenn auch nicht dem Namen; den darf ich nicht verschenken, mag er das übrige nehmen, die Schlösser, die Ländereien, das schnöde Geld und Gut, ich will es nicht!"—

„Und Sie gehen mit mir?" fragte er plötzlich, „Sie gehen mit mir? Nicht wahr, und jeden Augenblick!"

„So bald Sie wollen; doch ich denke, am Freitag wird es am besten gehen!"

„So denke ich auch. Chappert ist gewonnen, er hilft uns bei der Flucht und folgt mir nach. Phillipps wird kommen und, wie ich höre, haben Sie alles übrige in Bereitschaft gesetzt?"

„Es ist alles fertig; wir brauchen nur zu wollen!"

Mit den Einzelheiten der Vorbereitungen zur Flucht will ich den werten Leser verschonen.

Der Nachmittag des Donnerstag war gekommen, als ich Bravour satteln ließ und langsam durch den Park, bei den Wärterhäusern vorbei, über die letzte Brücke ritt, die das freie Feld von dem Gebiete von St. James trennt.

Es war der erste September und die Witterung war zwar noch leidlich angenehm und warm, aber doch verkündete schon ein leichter Morgen- und Abendnebel das allmähliche Herannahen des Herbstes. Ein zwar leiser, doch fühlbahrer Wind entblätterte hier und da schon einzeln stehende Bäume, deren Sommerschmuck bereits eine fahlere Farbe anzunehmen anfing, und die in einen trüben Dunstkreis gehüllte Sonne sah aus, als tesse sie Anstalten, sich in ihren dichteren Wintermantel zu hüllen. Ja, der Herbst mit seiner belebenden Frische, mit seinen neuen, das Gemüt des Menschen so gewaltig bewegenden Erscheinungen zog mächtig heran, und der leise Schauer, der mich dann und wann durchrieselte, ließ mich gewahren, daß die Temperatur der Luft sich um ein bedeutendes abgekühlt habe. Meiner Meinung entgegen ritt ich ziemlich langsam, denn ich verband mit dieser langsamen Bewegung diesmal eine Absicht. Mit einem Worte, ich wollte von den Wärtern, bei denen ich vorüberkam, bemerkt sein, doch ich sah noch keinen; erst vor dem letzten Häuschen standen ihrer drei zusammen und unterhielten sich freundlich. An sie heranreitend, hielt ich still und begrüßte sie.

„Wollen Sie schon wieder auf die Reise Sir?" fragte der eine. „Sie sollten einen Mantel mitnehmen, die Nacht wird kühl werden."

„Nein," erwiderte ich, „heute will ich noch nicht fort, aber morgen —"

„Morgen, Sir? Wollen Sie denn nicht die Komödie sehen?"

„Erst nachdem diese vorüber ist, in der Nacht reise ich ab — und da soll euer Rat Gehör finden, ich werde mich vorsehen — ich glaube, wir bekommen nächstens einen starken Nebel."

„Ganz gewiß, Sir, die Sonne sinkt so schwerfällig hinab—aber Sie wollen bei Nacht fort? Warum das?"

„Nicht um euch zu stören, liebe Leute," sagte ich, „sondern um das Fest morgen bis zu Ende mitfeiern zu können und doch schon Sonnabend früh drüben in L.... zu sein, wo ich bestimmt erwartet werde. Überdies haben wir Mondschein und meine Reise zu Pferde wird kurz sein."

„Schon recht!" bemerkte einer von den dreien. „Aber wann werden Sie morgen nacht reisen?"

„Habt Ihr eine Absicht auf morgen nacht?" fragte ich, denn es kam mir so vor, als ob dieser Mann mit dieser Frage etwas Besonderes sagen wolle.

„Nun, das nicht, Sir, aber man schläft gern, wenn man bis nach Mitternacht aufgewesen ist, und die Barrieren sind geschlossen, wenn wir schlafen."

„Aha! Dann braucht ihr mir ja nur zu sagen, wo der Schlüssel liegt, und ich werde mir selbst öffnen."

„Ja, ja, Sir, das ginge wohl! Aber es geht doch nicht, denn es ist wider die Instruktion—ha, der Dienst ist streng!"

„Dann muß ich am Ende, um euch nicht im Schlafe zu stören, bis zum Morgen mit meiner Reise warten?" sagte ich lächelnd.

„O nein, nein, Sir! Darum nicht! Kommen Sie nur, ich werde schon munter sein — Adieu, adieu, Sir!"

Ich grüßte sie noch einmal und ritt dann freudig im Galopp weiter, die Straße die den Hügel hinaufführte, entlang, bis ich auf dem Gipfel desselben war. Dann bog ich rechts in den Wald ein und gelangte, einen Fußpfad verfolgend, zu einer kleineren Landstraße, wo ein einsames Häuschen stand, hinter dem ich die Diener des Viscounts von Dunsdale zu finden hoffte.

Und so verhielt es sich auch. Sie waren am Morgen dieses Tages eingetroffen, Diener, Pferde, Wagen, alles wie wir es gewünscht und erwartet hatten.

Die Freude der mir in Dunsdale Castle bekannt gewordenen Leute, mich hier wiederzufinden und von mir zu hören, ihr längst ersehnter Herr werde bald auch zur Stelle sein, war groß; sie überbrachten mir die ehrerbietigsten Grüße des Haushofmeisters und zeigten mir, was ich sehen wollte, Waffen und Wagen.

„Sind gute Läufer unter den Pferden — für den Notfall?" fragte ich.

„Ja, Sir, ja! Mr. Trallope hat aus Vorsicht zwei Vorreiter mit Rennern hinzugefügt, für den Fall, daß Sie mit Mylord etwa reiten wollten."

„Das ist brav von ihm — wo ist der älteste Vorreiter?"

Ein bärtiger, handfester Mensch trat vor und nahm tief den Hut ab.

Ich gab ihm eine Rolle Papier, die den Weg verzeichnet enthielt, den ich mit Percy nehmen wollte, ermahnte ihn, alle Diener genau davon in Kenntnis zu setzen, und befahl, in der folgenden Nacht, Punkt zwölf Uhr, mitten auf der Landstraße mit aufgeschirrten Pferden zu halten und uns zu erwarten, empfahl endlich Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit und Schweigen und ritt dann freudigen Herzens wieder zurück.

Als ich in St. James angekommen war und vor Mr. Sidneys Zimmer stand, hörte ich leise darin reden. Ich öffnete schnell die Thür und sah zu meiner großen Zufriedenheit Phillipps vor dem Viscount von Dunsdale stehen, der jedoch aus Vorsicht mehrere seiner Waren auf dem Tische ausgebreitet hatte. Percy hatte ihm soeben meine Reise und deren Erfolg bis zu Ende erzählt, und sobald er mich eintreten sah, sagte er:

„Sieh, da ist er, Phillipps—das alles hat er allein gethan!"

Die immer treuherzige Miene des ehrlichen Dieners nahm hier einen so rührenden Ausdruck an, daß er nahe daran war, in Thränen auszubrechen. Sein starkgebräuntes, vom dichten schwarzen Barte eingefaßtes Gesicht zog sich in ein glückliches Lächeln zusammen, als ich ihm die Hand reichte und sagte:

„Nun, Phillipps, habe ich nach Eurem Willen und nach Eurer Absicht gehandelt?"

„Das weiß Gott, Sir!" antwortete er leise und feierlich. „Nun, es hat so sein sollen und ich bin ihm ebenso dankbar, als wenn er mir dies Glück beschieden hätte!"

„Jetzt aber die ehrerbietigsten Grüße von Ihren treuen Dienern — Pferde und Wagen sind seit heute morgen da, Percy!" rief ich frohlockend aus.

Der Angeredete stand vor mir und blickte mich schweigend an, nur sein großes, freudestrahlendes Auge sprach die Gefühle aus, die sich in seinem Herzen auf und nieder bewegten.

„Es ist gut, mein Freund, mein teurer Freund!" waren die einzigen Worte, die er sprach, und die Hände vor der Brust gekreuzt, schritt er gesenkten Hauptes einigemal vor uns auf und ab.

„Ich werde sie wiedersehen! ja, ich werde sie wiedersehen!" rief er dann stolz und schlug vor Freude die Hände schallend gegen einander.

„Ist es denn möglich?" rief Phillipps, „der Marquis hat Ew. Herrlichkeit zum Erben eingesetzt!"

„So ist es, Phillipps!"

„Wenn Sie es mir nicht sagten, Sir, ich glaubte es nicht. Das muß gewaltig gestürmt haben hier in seinem Herzen, ehe es so weit kam, — jawohl, jawohl, ich kenne ihn ja! — Und kommende Nacht wollen Ew. Herrlichkeit fort?"

„Ja, Phillipps, ja!" rief der Viscount, „Du bist doch fertig?"

„Gewiß, Mylord, gewiß! Wenn Sie heute hinten bei den Pferdeställen vorübergehen — in dem Schuppen, dicht neben Bravours Stall — können Sie das Reisegefährt einen Augenblick betrachten, in welchem ich Sie über die Brücken fahren werde. Haha! diesmal geht es mit der Hundepost fort und es soll mir niemand Schnittwaren aus dem leeren Behälter abhandeln — aber was werden sie hier sagen?"

„Sie werden eine große Wunde empfangen, diese guten Leute!" sagte Percy lächelnd. „Aber nachher werden sie Gott danken, daß ich fort bin, und daß sie so leichten Kaufes von mir losgekommen sind. Wie dann, wenn ich mit der ganzen Reihe meiner Zeugen im Gefolge gegen sie als Kläger auftreten wollte?"

„Lassen Sie das fallen, Percy!" sagte ich, „die größte Strafe wird ihnen ihr eigenes Bewußtsein zuerkennen, blind und taub gegen die Stimme der Vernunft gewesen zu sein — o, ich kenne das Gefühl, wenn sich ein Arzt in seiner Überzeugung getäuscht sieht, und nun auf solche Art — und ein Irrenarzt!"

„Ich bin auch ganz damit zufrieden; so soll denn das ihre Strafe sein!"

„Sie werden ihnen keine härtere Strafe auferlegen können, verlassen Sie sich darauf."

Phillipps packte seine Sachen zusammen.

„Wo willst du hin?" fragte ihn der Viscount.

„Zum Herrn Direktor Mylord, und ihn um Erlaubnis bitten, bis morgen abend hierbleiben und das Schauspiel mit ansehen zu dürfen — das ist nötig."

„Geh, geh, sprich mit ihm und sage, wann du abreisen willst, damit man es vorher weiß und keinen Verdacht hegt, wenn du so spät aufbrichst."

„Ich werde alles einleiten, wie es nötig ist — und nun guten Abend, Mylord, guten Abend, Sir!"

Er ging und bald nachher ging auch ich, denn ich hatte noch verschiedenes zu meiner Abreise vorzubereiten.

Ich schlief die folgende Nacht keinen Augenblick, und die Finsternis schien mir nie aufhören zu wollen. Endlich brach das Licht des Freitagmorgens an. Ich öffnete ein Fenster. Es wehte ein rauher und kalter Wind und ein dichter Nebel lag links auf der Natur. Ich kleidete mich an, nahm mein Frühstück ein, das mir ein blödsinniger Knabe wie gewöhnlich brachte und begab mich sobald die Stunde es erlaubte, zu allen meinen Bekannten, um Abschied von ihnen zu nehmen, denn ich konnte nicht hoffen, im weiteren Verlaufe des Tages einen geeigneteren Augenblick dazu zu finden, da bei dem erwarteten zahlreichen Besuche die Thätigkeit eines jeden in Anspruch genommen ward.

Den Prediger, die Ärzte, den Rendanten und einen Teil der übrigen mir näher stehenden Beamten hatte ich besucht und trat jetzt beim Direktor ein. Ich traf ihn beim Ankleiden, wobei er eilig sein Frühstück einnahm; er war allein und heiter, obwohl vielfach mit mannigfaltigen, den Tag betreffenden Anordnungen beschäftigt.

„Ich komme, Mr. Elliotson," begann ich, „um von Ihnen Abschied zu nehmen, denn obgleich ich Sie den ganzen Tag noch sehe, so werden doch Ihre neuen Gäste Ihre Zeit vollständig in Anspruch nehmen, und wir möchten uns ferner nicht ungestört unterreden können."

„Sie sind sehr gütig, Sir," erwiderte er und bot mir die Hand, „also soll es wirklich und diesmal ohne Wiederkehr fortgehen?"

„Ohne Wiederkehr, Sir — und Sie haben mir so viele Beweise Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft während meiner langen Anwesenheit gegeben, daß ich nicht anders als mit dem Gefühle der aufrichtigsten Dankbarkeit von Ihnen scheiden kann."

„Ach, Sie sind sehr nachsichtig, Doktor; es freut mich, wenn Sie wenigstens unsern guten Willen erkannt haben und überzeugt sind, daß wir mit unsern besten Kräften nach dem vorgesteckten, schweren Ziele streben — was mich betrifft, so habe ich nur meine Schuldigkeit gegen Sie gethan. Ein Deutscher ist dem Briten immer willkommen, und ein deutscher Arzt uns doppelt. — Sie sind zufrieden mit der Anstalt?" fragte er dann mit einem gewissen Blicke Stolzer und doch bescheidener Selbstgenügsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von G. G. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten 75 Cents.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

24. Mai 1899.

Zur Beachtung!

Oft laufen Adreßveränderungen ein und wir thun das gerne; aber wenn man vergißt, seine frühere Adresse anzugeben, können wir dem Verlangen nicht nachkommen. Wir haben schon oft daran erinnert, und doch kommt es noch fast täglich vor. Bitte, merkt euch dieses. Wir haben nicht Zeit, stundenlang unter 8000 Namen den gewünschten zu suchen. Und wenn wir dann endlich den Namen gefunden, dann sehen wir, daß oft zwei oder drei oder sechs des gleichen Namens da stehen. Wessen Adresse sollen wir da verändern?

—Frau Miss. Wiebe ist an Blutarmut schwer leidend und wird, sobald sie reisefähig sein wird, mit ihren vier Kindern nach Europa zurückkehren müssen. Ihr Mann wird dann in Muara Sipongi auf Sumatra zurückbleiben. Das ist ein schmerzliches Ereignis! Der barmherzige Herr helfe gnädig hindurch!

— Wenn der Editor einmal etwas Freudiges hört, so möchte er es gern allen Leuten wissen lassen. Aus einer Zuschrift nur den folgenden Passus: „.... Wir hatten eine schöne Konferenz. Unsere Lehrer kommen immer mehr in das „Fach" hinein...." Dieses hat Bezug auf die letzte Lehrerkonferenz in Kansas. Nicht, daß der eben angeführte Passus dem Editor „etwas Neues" sei, sondern es bestätigt nur seine schon früher gemachten Beobachtungen. **Der deutsche Lehrer in Kansas hat im letzten Jahrzehnt eine Arbeit geleistet, auf die er mit Recht stolz sein darf.** Es giebt hin und wieder Leute, die prophezeien, daß das Deutschtum in Kansas, Nebraska, Dakota, Minnesota in 25 Jahren tot sein werde. Der Editor kennt zwar nicht die Verhältnisse in allen diesen Staaten, aber er kann diesen Propheten (die sicherlich nicht zu den „großen" gehören) nur raten, einmal einer deutschen Lehrerkonferenz in Kansas beizuwohnen. Das würde sein Urteil (wenn anders er urteilsfähig ist) sehr geschwinde ändern. Da die „Rundschau" heute (Montag) auf die Presse geht, so kann der Konferenzbericht erst in der nächsten Ausgabe erscheinen.

Finland ist der Gegenstand zahlloser Abhandlungen in unseren Tagesblättern. Mancher Amerikaner, sowie mancher Deutsche nimmt sein Maul gehörig voll, um die Tyrannei des Russen herauszustreichen. Als mir kürzlich so'n Windikus in meinem Sanktum ein langes und ein breites über Rußlands Ungerechtigkeit vorschwadroniert hatte, fragte ich ihn möglichst ruhig: „Was würdest du sagen, wenn 20 oder 30 Meilen von Washington, unserer Hauptstadt, entfernt ein Staat liegen sollte, der wohl unter amerikanischem Schutz stehen, aber in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung einnehmen würde. Ein Staat, Jahrhunderte unserem Lande einverleibt, würde sich weigern die Landessprache zu lehren und zu brauchen, ja seine Bürger würden sich 30 Meilen von Washington weigern amerikanisches Geld anzunehmen." — „Ja, so stand Finland, aber doch nicht zu Rußland!"—„Genau so," antwortete ich ihm. Dann fügte ich ihm noch hinzu: „Glaube mir, Jim, in Rußland haben alle fremden Völker ihre Nationalität am längsten und am reinsten bewahrt. In Rußland war der Fremde bis jetzt dem Einheimischen überlegen; in Amerika hält sich der Yankee den Eingewanderten gegenüber für weit überlegen und versucht sie auf jede möglich und unmögliche Weise auszubeuten. Er behandelt die Deutschen nur freundlich, wenn er um Stimmen wirbt, um ein Amt zu bekommen, und wenn er es hat, dann nennt er die Deutschen "voting cattle" d. h. stimmberechtigtes Vieh, das man herdenweise zum Stimmkasten treiben könne."

Dieser Yankee, welcher sich so gerne an die Spitze der civilisierten Welt stellt, welcher jährlich eine ganze Masse Neger lyncht, ob sie schuldig sind oder nicht; diese Yankees, welche eine ganze Familie eines Farbigen kaltblütig niederknallen; diese Yankees, welche sich auf Cuba und auf den Philippinen aufs schändlichste betragen, so daß die Eingebornen jetzt lieber den Krieg bis zur eigenen Aufreibung fortsetzen wollen, als sich die Ketten der modernen Sklaverei anpassen lassen oder sich den Plünderungen der modernen Hunnen aussetzen wollen; — diese Leute haben den traurigen Mut, Spottlieder auf den deutschen Kaiser zu singen und mit Verachtung von der russischen Regierung zu sprechen und besonders deren Ungerechtigkeiten hervorzuheben.

Verborgene Klippen, oder die weltlichen Vergnügungen in der Wagschale des christlichen Gewissens. Von Rev. F. Munz, D. D. Verlag von Curts & Jennings, Cincinati und Chicago. Preis 50 Cents. In leichtverständlicher Sprache behandelt dieses Buch von 128 Seiten die praktischen Lebensfragen für die Jugend, wie Theater, Tanz, Kartenspiel, Berauschende Getränke, Gesellschaftlicher Umgang u. s. w., und bietet eine Lektüre, die man allen jungen Leuten bestens empfehlen kann.

Gegen den Sauf-Comment deutscher Studenten.

Der derzeitige Rektor der Universität Bonn, Professor der Medizin Dr. Köster, hielt kürzlich an die dortige Studentenschaft eine bemerkenswerte Rede. Er unterwarf darin den „Saufkomment der Studenten" einer kritischen Betrachtung.

Die Deutschen hätten, so führte Se. Magnificenz aus, schon nach Regeln gesoffen, bevor es Tacitus gemerkt habe. Nach des Redners persönlichen, recht traurigen Erfahrungen sei ein großer Teil von Studenten, die durch das Saufen völlig verkommen, nicht das Opfer des Saufkomments, sondern sie seien ohne alle Regeln durch Suff nach eigener Wahl und Qual zu Grunde gegangen. In den letzten Jahrzehnten sei aber ein Saufkomment ausgestaltet und für viele studentische Korporationen als obligates Gesetzbuch gedruckt worden, der eine solche Fülle von unflätigem Zwang, ohne Sinn und Verstand enthalte, daß er als ein Produkt des reinen Blödsinns erscheine.

Es sei kaum begreiflich, daß der Student, der so stolz und eifersüchtig auf seine akademische Freiheit sei, sich zum Sklaven eines solchen sinn- und inhaltslosen Saufzwanges machen lasse. Nicht bloß seine Standesehre, die er sich nicht leicht von einem anderen antasten lasse, gebe er preis, seine leibliche und geistige Gesundheit opfere er geschmacklosen Formeln, die ihm selbst den Geschmack am Trinken verdürben. Man könne es nicht mehr zweckmäßig nennen, wenn durch Zwangsmaßregeln sich das Kneipleben zu einer rohen Saufschlacht gestalte, aus welcher die Füchse als Bierleichen hinausgetragen würden und allabendlich der biersichere Fuchsmajor als Siegesheld hervorgehe, um wegen seiner Tyrannei von den Burschen belobt oder nur noch belallt zu werden. Er wisse, daß viele studentische Korporationen den Saufzwang nie eingeführt und einige, die Abgeschmacktheit desselben einsehend, ihn in den letzten Jahren wieder abgeschafft hätten. Er hoffe, daß das gute Beispiel allseitige Nachahmung finde, denn die Nation brauche Männer und keine Biergreise!

Zur "Christian Science."

Die Sache der sogenannten "Christian Science" bewegt die Gemüter vieler immer noch. Hie und da werden Körnchen der Wahrheit so mit der Lüge vermengt, daß manche Herzen beirrt werden und das Ganze für Wahrheit halten. Die mit etwas Wahrheit vermengte Unwahrheit wird leichter gefährlich als die nackte Lüge, gerade wie das mit Zucker versetzte Gift schneller einen Mißgriff ermöglicht, als dasjenige, welches durch seine Bitterkeit sich sogleich verrät. Dr. Munhall führt etliche Irrtümer der Christian Science Leute an, welche wir in folgender Übersetzung wiedergeben.

„Es ist zur Genüge klar, daß die Anhänger der sogenannten Christian Science das Wort Gottes betrüglich auslegen und die Schrift nach ihren eigenen Herzen drehen, denn sie verneinen jede Fundamental-Lehre der Bibel. Laßt mich diese Angabe beweisen.

1. Sie leugnen einen persönlichen Gott. „Gott ist Geist (mind). Er ist göttliches Prinzip, nicht Person." — Science and Health p. 377.

2. Sie leugnen einen persönlichen Christus. „Unsere Kirche ist auf Christus erbaut, nicht einer Person, aber dem Prinzip, daß Christus gesagt, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Christian Science ist der Weg" (dies ist Lästerung) „und dessen Grundlagen sind ewig." — Science and Health p. 152.

3. Sie leugnen einen persönlichen Heiligen Geist. „Der Heilige Geist ist göttliche Wissenschaft." Science and Health p. 151.

4. Sie verleugnen einen persönlichen Menschen. „Eine Illusion." (p. 183). „Es giebt keine Materie". p. 147.

5. Sie leugnen die Thatsache der Sünde. „Alles ist gut; es giebt kein Böses." — p. 147. Daher, was man auch thut, ist recht!

6. Sie leugnen die Vergebung der Sünde, „Gott, der da Leben, Wahrheit und Liebe ist, vergiebt nie Sünden."—p. 150.

7. Sie leugnen, daß Christus im Fleisch erschien. „Ein Irrtum des persönlichen Glaubens; eine Illusion; ein Glaube, daß das, was man Materie nennt, Empfindung habe." — p. 183. Dies letztere ist eine Gestalt des Antichristen; man lese 1. Joh. 4, 3 und 2. Joh. V. 4.

Soweit Dr. Munhall. Laßt uns an einen persönlichen, dreieinigen Gott festhalten, der die Sünde straft, aber in Christo Jesu Gnade vor Recht ergehen läßt, und bitten, daß er uns diese Gnade bewahren wolle. M.

(Kirchenzeitung.)

Was soll aus unsern Jungens werden?

Ernste Gedanken, frohe Wünsche und Hoffnungen bewegen heute so manches Mutter- und Vaterherz. „Wie wird es deinem Kinde im späteren Leben ergehen. Wird es sich auch so schinden und quälen müssen wie du, oder wird der Himmel heitere Lose über dasselbe ausstreuen?" Das sind Fragen, Gevattern, welche sich heute so mancher Vater und so manche Mutter zu beantworten sucht. Wohl denen, Gevattern, welche sich durch den heutigen Zeitgeist ihr frommes Gottvertrauen noch nicht haben rauben lassen, sondern in kindlicher Zuversicht alles dem anheim stellen, welcher die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenkt!—

Gevatter Lehmann hat heute seinen Ältesten einsegnen lassen und steht nun vor der bedeutungsvollen Frage: „Was soll der Junge werden?" Sein Karl hat einen befähigten Kopf und ist ein Pfiffikus durch und durch. Von der Schule hat er ein glänzendes Zeugnis bekommen, und seine Lehrer haben gemeint, daß aus dem Jungen einmal etwas werden könne. Vater Lehmann ist natürlich riesig stolz auf seinen Karl und hat nun den festen Vorsatz gefaßt, den Jungen später studieren zu lassen, da er als Landwirt doch viel zu schade sei. So, Gevattern, wie Vater Lehmann spricht, plappern leider noch viele Gevattern, und so kommt es denn, daß alles hoch hinaus will und niemand mehr arbeiten möchte. Jeder Mensch möchte möglichst schnell zu einem hohen Amte gelangen, welches wenig Arbeit, aber desto mehr Einkommen bietet, oder er strebt danach, als Geschäftsmann in wenigen Jahren steinreich zu werden, um dann als Rentier in aller Gemütsruhe ein behagliches Leben führen zu können. So nehmen wir denn, Gevattern, überall ein hastiges Jagen und Rennen nach irdischen Glücksgütern wahr, und darunter geht leider jedes ideale Streben verloren. Gevattern, mit dem Studieren hat es so seinen Haken! Alle gelehrten Berufe sind zur Zeit unheimlich überfüllt. Der Geistliche, der Richter, der Arzt, der wissenschaftliche Lehrer etc. wird heutzutage mindestens 30—35 Jahre alt, ehe er einen Pfennig verdient. Alsdann ist ein halbes Menschenalter dahin, und das schöne Geld ist verthan.—

Da lobe ich mir doch, Gevattern, den Beruf eines Landwirtes, der wahrlich ein solcher ist, dessen sich niemand zu schämen braucht. Täglich führt uns derselbe hinaus in die freie Gottesnatur, an den klaren See, an den rauschenden Bach, auf das grünende Saat- und auf das wogende Ährenfeld, während Tausende von Menschenkindern an den schönen Frühlings- und Sommertagen in vergilbten und verstaubten Akten herumwühlen oder sich in engen Geschäftsräumen abquälen müssen. Gevattern, so viel Abwechselung bietet kein Beruf wie der unsrige. Wir wollen daher nicht nach hohen Dingen trachten, sondern an dem festhalten, was wir von unseren Vätern ererbt haben.

Unsere Jungen brauchen, Gevattern, durchaus nicht in alten Sprachen und dergleichen Hexereien unterrichtet zu sein; aber sie müssen diejenigen Kenntnisse besitzen, welche ihr Beruf erfordert. Die Naturwissenschaften sollen ihm die Grundlagen zur Kenntnis der Gesetze geben, welche die Landwirtschaft beherrschen. Unser Acker, Gevattern, liefert die höchsten Erträge, wenn er aus gutem Material geformt ist, wenn er durch Bestellung und Bearbeitung die erforderlichen Eigenschaften enthält, wenn ihm die vier wichtigsten Nährstoffe: Kali, Phosphorsäure, Stickstoff und Kalk zugefügt werden. Dies alles lehrt die Bodenkunde. Unser Vieh verwertet das Futter nur dann am besten, wenn das Eiweis zu den Kohlenhydraten und Fett in richtigem Verhältnis steht, dasselbe in richtiger Temperatur und in guter Haltung und Pflege sich befindet. Alles dies lehrt uns die Fütterungslehre. Unsere Wiesen geben süßes und nahrhaftes Futter, wenn deren Gräser richtig zusammengesetzt sind, sämtliche Nährstoffe sich im richtigen Verhältnis im Boden befinden. Dies alles lehrt uns die Pflanzenkunde. Unsere Dungstätten werden zu Goldgruben, so der Landwirt es versteht, die im Dünger enthaltenen Nährstoffe zu binden und aufzuspeichern. Gevattern, alle diese Dinge muß heutzutage ein Landwirt verstehen, falls er sich über dem Wasser erhalten will. Die alten Leute sagen zwar immer: „Früher ging alles viel einfacher und viel bequemer zu"; aber in Wahrheit wünscht doch niemand die gute, alte Zeit zurück.. Auf allen Gebieten des Lebens treten höhere Anforderungen an den Menschen heran, ein frischer Zug, beinahe schon ein Sturm geht durch die Welt; wer sich ihm entgegenstellt, wird unbarmherzig von der Bildfläche gefegt. Gevattern, habt ihr denn nun auch die bezeichneten, unbedingt notwendigen Dinge gelernt? Ist es nicht der Fall, so sorgt dafür, daß sie wenigstens eure Söhne welche Palmarum eingesegnet werden, erlernen. Nachdem dieselben ein oder zwei Jahre in der Wirtschaft (möglichst in einer fremden) thätig gewesen sind, schickt sie zwei Winter hindurch in die landwirtschaftliche Winterschule, wo sie zu tüchtigen Landwirten herangebildet werden, die ihren Beruf gründlich verstehen und darum auch schätzen. Gevattern, Erlernung der landwirtschaftlichen Wissenschaft und eine tüchtige Erfahrung und Praxis sind allein die Mittel, welche die Landwirtschaft fördern und deren Betrieb zu einem lohnenden gestalten. In diesem Sinne, Gevattern, laßt eure Söhne alle studieren! (Germania.)

Erkundigung.

Werte Rundschau! In No. 19 wird von Heinr. Böse, Rosthern, angefragt, wo Jak. Zielke, früher Waldheim, jetzt wohnt. Er ist vier Jahre zurück in Oklahoma gestorben; sein Sohn Jakob wohnt bei Enid, O. T. Meine Frau war des Alten Tochter. Bin gerne bereit briefliche Anfragen zu beantworten. Grüßend,

D. D. Schmidt.
Lehigh, Kansas.

Werte Rundschau! Da ich viele Vetter in Amerika habe und nicht weiß, wo sie stecken, so möchte ich um Nachricht von ihnen bitten, vielleicht liest auch von ihnen jemand die werte „Rundschau". Von Rußland sind sie nach Dakota gezogen. Möchten doch die l. Freunde mir einmal von ihrem Befinden berichten, wie es ihnen geht; da ich etwas Lust habe hinzukommen, so möchte ich erst hören, wie es meinen Freunden geht. Es sind Tobias Unruhs, Johann Wedels und Fried. Kunkels Kinder. Sollte von ihnen keiner die „Rundschau" lesen, so ist vielleicht jemand so freundlich und giebt ihnen diese Zeilen zu lesen. Wir sind noch alle gesund. Grüßend zeichnet sich Peter Sperling,
Danilowka, Station Kurman Kemeltschie,
Krim, Taurien.

Aid Plan.

Das Einführen von neuen Beitretern in die Bücher des Aid Planes kann nicht geschehen, bis die Einschreibegebühren entrichtet sind.

Jedermann hat die Büchlein mit den Regeln über den Aid Plan, und darnach müssen wir gehen, bis dieselben auf einer Sitzung der Abschätzer geändert werden. Der Schreiber des Aid Plan hat am allerwenigsten ein Recht Änderungen zu machen.

In jeder Zuschrift an den Hauptschriftführer sollte die Distriktsumme angegeben werden. Dann bleiben die Bücher stets gleichlautend, oder wenn sich so ein kleiner Unhold einschleicht, ist er immer bald abgefangen. Da dieses Mal Uneingeweihte Leute die Auflage gemacht haben, so können sich wohl Fehler eingeschlichen haben; doch sind die ja stets in kurzer Zeit wieder zu korrigieren.

Einladung

zur Jahres-Versammlung des

Bethesda - Hospital - Vereins,

—: abzuhalten auf :—

Goessel, Kansas, am 30. Mai 1899,

beginnend um ½10 Uhr morgens.

Alle Glieder dieses Vereins, wie auch die Freunde dieser Sache, werden herzlich hierzu in das Versammlungshaus der Menn. Br. Gem. auf Goessel, Kansas, eingeladen.

Punkte die vor die Versammlung kommen sollen, sind folgende:

1) Annahme der Statuten.
2) Rechnungsvorlage, und solche weitere Punkte, die in das Programm kommen werden.

Die Beamten.

Landwirtschaftliches.

Zur Vermehrung und Veredelung der Weinreben.

Wenn es sich nicht um eine bestimmte, für die Vermehrung auszunutzende Zeit und nur um die Anzucht einer kleineren Anzahl kräftiger Weinstöcke handelt, die man selbst gebrauchen, aber nicht zur Treiberei verwenden will, so kommt man am schnellsten zum Ziel, wenn man weder Augen noch Stecklinge, sondern Senker zur Vermehrung verwendet und dieselben nicht frei in der Erde und auch nicht in Töpfen, sondern in Körben absenkt. Bei guter Pflege bewurzeln sich Augen, Stecklinge und Absenker zwar gleich schnell, aber sie lassen sich nicht gleich gut verpflanzen. Ein aus dem freien Lande entnommener Rebstock behält beim Verpflanzen selten einen guten Ballen. In Töpfen aber bilden die Reben bald einen dichten Wurzelfilz, den man erst auseinandernehmen muß. Dagegen ist es ein Vergnügen, wenn man den Korb, in den eine Rebe gesenkt worden ist, frei gemacht hat und man dann an zahlreichen Stellen des Korbrandes die Wurzeln hervorbrechen sieht. Hat man den Platz, auf dem der junge Stock stehen soll, recht sorgfältig zurecht gemacht und setzt man dann den ganzen Korb mit der darin stehenden Rebe unversehrt hinein, so wird diese ohne Stockung freudig weiter wachsen. Die beste Zeit zum Pflanzen ist je nach Lage und Wetter im April und Mai.

Die einen guten Erfolg am meisten sichernde Art, Weinreben zu veredeln, ist unstreitig das Kopulieren, indem man eine gesunde Pflanze der gewünschten Sorte in die Nähe der Unterlage setzt und beide miteinander auf die bekannte Weise in Verbindung bringt. Die beste Zeit, diese Arbeit vorzunehmen, ist nach dem ersten Trieb, wenn die erste starke Saftentwicklung vorbei ist. Daß möglichst gleiche Stärke von Unterlage und Edelreis in diesem wie auch im folgenden Falle von großem Vorteil ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Ein anderes, ebenfalls recht erfolgreiches Verfahren ist das Pfropfen, das am besten auch zur obenerwähnten Zeit vorgenommen wird. Hier muß aber **für das Edelreis besondere Sorge getragen werden; im Winter geschnitten, muß es an einem kühlen, schattigen Ort aufbewahrt und am Austreiben verhindert werden, bis die Unterlage in einen brauchbaren Zustand gekommen ist. Ist dies der Fall und beginnen beim Edelreis die Augen sich etwas zu regen, so ist der richtige Zeitpunkt erreicht. Die Veredelung geschieht am besten durch den bekannten Sattelschnitt in die Seite. Schon nach Verlauf von zwei Wochen werden die Knospen zu treiben beginnen und von dieser Zeit ab können die der Unterlage belassenen Schosse nach und nach eingestutzt und entfernt werden. Das Pfropfen wird auch schon im zeitigen Frühjahr, so lange das Holz in Ruhe ist, vorgenommen, doch ist auf diese Art der Erfolg ein sehr unsicherer.**

Sonnenblume.

....Es drängt mich, Ihnen einige Mitteilungen zu machen über meinen Erfolg im Bau der Sonnenblume. Vielleicht sieht sich dadurch dieser oder jener Leser, der sich mit mir in ähnlicher Lage befindet, veranlaßt, meinem Beispiele zu folgen. Ich habe nur wenige Acres Land, halt einige Stöcke Bienen und einen Trupp Hühner. Da ich weiß, daß die Sonnenblumen den Bienen reichliche Nahrung geben, und die Kerne ein sehr gutes Hühnerfutter liefern, so habe ich seit Jahren diese Blumen gebaut. Ich pflanze sie zwischen das Welschkorn. Dies geschieht, weil sie viel vom Winde zu leiden haben. Durch die Maispflanzen werden sie beschützt. In eine Reihe lege ich Maiskörner, in die nächste Sonnenblumensamen. In dieser Weise wechsele ich ab. Das Pflanzen geschieht gleichzeitig mit dem Welschkorn. Die Kultur ist bei beiden Pflanzen dieselbe. Ich ziehe Rillen in Entfernungen von 2½ Fuß, und lege die Kerne in Abständen von 12 Zoll. Ich lege zwei Kerne auf jede Pflanzenstelle. Die schwächere von den beiden Pflanzen wird später entfernt. Man kann sie zum Versetzen benutzen. Das Land wird hübsch, locker und frei von Unkraut gehalten. Sobald die Pflanzen eine Höhe von 18 bis 20 Zoll erreicht haben, werden sie behäufelt, um ihnen einen festen Stand im Boden zu geben. Sind die Pflanzen etwa 5 Fuß hoch, so schneide ich die Seitentriebe derart ab, daß nur 4 bis 5 derselben stehen bleiben. Ich erhalte dann 4 bis 5 große, statt einer großen Anzahl kleiner Scheiben. In diesem Jahre werde ich die russische Sonnenblume bauen. Ich hatte schon in vorigem Jahre einige Stauden davon. Diese treiben nur eine, aber ungewöhnlich große Scheibe.

Die Kerne reifen ungefähr zu derselben Zeit wie die frühen Maiskörner. Sobald die Kerne sich gefärbt haben, und die Scheiben an der unteren Seite sich gelb färben, schneide ich die Scheiben von den Zweigen. Verzögert man die Ernte, so wird dieselbe von den Spatzen und anderen Vögeln besorgt. Ich lasse an jeder Scheibe einen etwa 8 Zoll langen Stengel stehen. Ich trockne die Scheiben dann auf dem Hausboden, wo ich sie einzeln ausbreite. Sobald sie vollkommen ausgetrocknet sind, werden die Kerne mit der Hand ausgerieben. Eine recht schöne Beschäftigung bei schlechtem Wetter. Man kann die trockenen Scheiben auch auf Tücher legen, und die Kerne durch Klopfen absondern.

Den Samen hebe ich, in einem Kasten dünn aufgeschüttet, an einem luftigen, trockenen Orte auf. Da er, wenn nicht sehr trocken, leicht schimmelig wird, so rühre ich häufig darin mit einer Feuerschaufel.

Meine Bienen haben zur Zeit der Blüte den Blumen viel Nahrung entnommen. Die Scheiben waren vollkommen von den fleißigen Arbeiterinnen belagert.

Mir will es scheinen, als ob die Hühner die Kerne jedem anderen Futter vorziehen. Ich gab davon nur kleine Portionen als Beilage zu anderem Körnerfutter. Regelmäßig wurden die Sonnenblumenkerne zuerst verputzt.

Hühner, die gemästet wurden, erhielten größere Gaben. Ein besseres Mastfutter ist kaum denkbar.

Selbst die Stauden wurden benutzt. Nachdem sie völlig trocken waren, zerlegte ich sie in kurze Stücke, brachte sie unter Dach und benutzte sie später als Brennstoff beim Anlegen des Feuers. Die grünen Blätter der Stauden wurden von meiner Jerseykuh gern gefressen. D. J. S. — Jll. —

Der Haus- u. Bauernfreund.

Blutwechsel in der Hühnerzucht.

Ist man einmal im Besitze einer guten Lege-Rasse, so darf man ja nicht glauben, immer mit ein und denselben Tieren fortzüchten zu dürfen, denn dies würde sicher einen Rückgang der guten Eigenschaften derselben nach sich ziehen. Es muß vielmehr streng darauf gesehen werden, immer wieder fremdes Blut unter den Geflügelstand zu bringen. Dies erreicht man am besten durch Einstellung von frischen männlichen Tieren. Mindestens alle zwei Jahre geselle man seinem Bestande solche zu. Dabei achte man ja recht darauf, immer wieder einen Hahn derselben Rasse, oder aber, wenn man Kreuzungstiere will, von einer anderen ebenso guten Lege-Rasse einzustellen. Man darf nicht glauben, daß es gleichgültig sei, welcher Hahn mit den Hennen laufe. Dies ist bloß der Fall, wenn man keine Küken nachziehen will, sobald man aber beabsichtigt, muß der Hahn von einer ebenso guten Lege-Rasse abstammen wie die Henne, denn die Eigenschaften des Hahnes vererben sich ebenso auf die Küken wie die der Hennen. Würde man also den allerfleißigsten Legehennen einen Hahn einer viel brütenden Rasse beifügen, so würde die Nachzucht sicher auch viel mehr Brütelust zeigen als die Mutter. Die Nachteil, welcher entstehen würde, wenn man solchen Blutwechsel unterließe, wäre, daß die Nachzucht in Folge der Inzucht immer mehr degenerieren, das heißt in körperlicher Entwickelung zurückgehen würde, und ebenso würde es sich mit der Eierproduktion verhalten. Blutwechsel ist also ebenfalls eine Hauptsache bei der Geflügelzucht.

Prüfet den Saatmais.

Die Versuchsstation Urbana, Jll., empfiehlt in einem Circular dem Farmer, unter allen Umständen den Saatmais zu prüfen. Der ungewöhnlich feuchte Herbst in 1898 übte einen ungünstigen Einfluß auf den Mais aus und die Folge ist, daß derselbe eine sehr schlechte Keimkraft hat. Die Ausführung der Keimproben ist sehr einfach und fast kostenlos. Man kann den Samen prüfen, wenn man eine Anzahl Körner in eine mit Erde gefüllte Kiste säet. Eine bessere Methode ist, 2 Teller zu benützen. In den einen Teller bringt man eine 1 Zoll hohe Schichte Erde, befeuchtet diese und legt ein doppelt zusammengelegtes Tuch darüber, am besten solches, das schon mehrere Male gewaschen wurde. Auf dieses Tuch legt man den Samen und bedeckt ihn dann mit einem anderen feuchten Tuch. Mit dem zweiten Teller bedeckt man den ersten, damit der Boden nicht austrocknet und stellt das Ganze an einen warmen Platz, am besten in der Küche, auf. Von 100 Körnern sollen mindestens 98—99 keimen, sonst soll man den Samen nicht benützen.

Hausarzt.

Für die Mennonitische Rundschau.

Werte „Rundschau“! Da ich in der „Rundschau“ No. 18 unter „Hausarzt“ die Frage nach einem Mittel gegen Nasenbluten finde, so will ich hiermit versuchen, eine einfache Antwort zu geben.

Ist das Nasenbluten durch anstrengende Arbeit, Erhitzung oder Verletzung herbeigeführt, so kann man mit Wasser verdünnte Arnica-Tinktur in die Nase aufziehen, welches Mittel oft den gewünschten Erfolg hat.

Bei uns ist es noch kalt und haben viel Regen. Die Bäume sind in voller Blüte; auch der Weizen sieht schön aus. Heu giebt es hier dieses Jahr sehr viel. Der Preis für Heu ist $9 pro Tonne. Gruß an alle Rundschauleser.

Dr. G. Milbrandt,
Croswell, Michigan.

Anm. Besten Dank, Herr Doktor, für gefällige Mitteilung!

Editor.

Für die Mennonitische Rundschau.

Das Baden in Krankheiten.

Viele Leute, die in gesundem Zustande fleißig baden, vernachlässigen es gänzlich, sobald sie unwohl fühlen, weil man sie davor warnt. Doch Krankheit ist ein Beweis, daß das System in der normalen Funktion gehindert worden ist, und eine passende Anwendung des Wassers zu gerade solcher Zeit würde das System in der Ausübung seiner Aufgabe erheblich unterstützen. Zwar giebt es viele, die für ein Vollbad zu schwach sind; deswegen sollte aber die Reinigung der Haut keineswegs vernachlässigt werden. Ist der Patient sehr schwach, so bringe man eine Gypsdecke unter ihn, und gebe ihm ein sogenanntes Schwammbad. Während der Kranke im Bette befindet, sollte nur ein kleiner Teil des Körpers auf einmal entblößt und gewaschen werden. Darauf trockne man diesen Teil sorgfältigst und bedecke ihn, ehe man weitere Teile entblößt. Das Wasser sollte eine dem Patienten angenehme Wärme haben, und das Zimmer sollte so warm sein, daß der Kranke durch das notwendige Entblößen der Körperteile keiner Erkältungsgefahr ausgesetzt wird.

Ein Bad, unter solchen Vorsichtsmaßregeln angewendet, kann nicht verfehlen, auf den Kranken eine wohlthätige Wirkung auszuüben. Es beruhigt den Kranken und bringt ihm nicht selten einen erquicklichen Schlaf.

Fieber sind Beweise, daß der Körper mit Giftstoffen überfüllt ist. Möglicherweise haben Krankheitsbazillen ihren Weg in den Körper gefunden, und vermehren durch ihre giftigen Erzeugnisse die selbst im normalen Zustande sich stets bildenden Schlacken oder Fremdstoffe dermaßen, daß die Ausscheidungsorgane die ihnen extra zugewiesene Arbeit nicht bewältigen können und Krankheit ist das unausbleibliche Resultat.

Nähme jemand eine Arznei, die auf künstliche Weise dieselben Zustände herbeiführen könnte, so würde das System diese Arzneistoffe sogleich bekämpfen und sie ausscheiden. Dies kann uns bei Behandlung Fieberkranker ein wichtiger Wink sein. Zunächst forsche man vorsichtig, ob nicht eine Ursache vorhanden ist, die sich entdecken und beseitigen ließe. Dann sehe man darauf, daß die Ausscheidungsorgane in volle Thätigkeit gesetzt werden. Da die Haut eines der wichtigsten Ausscheidungsorgane ist, so halte man dieselbe rein und thätig, und suche reichliche Schweiße hervorzubringen. Diese können durch heiße Bäder, durch Umschläge, oder durch Ganzeinpackungen erzielt werden. Vor allem sollte der Patient ein heißes Klystierbad erhalten, um den Darmkanal zu leeren und zu reinigen. Dann gebe man ihm reichlich heißes Wasser zu trinken, worauf man ihn zum Schwitzen einpacke.

Hierzu breite man zwei oder drei Decken über das Bett; eine andere tauche man in kochend heißes Wasser; doch so, daß beide Enden eine Handlänge trocken bleiben, damit man daselbst anfassen, und das Wasser auswinden kann. Dann schlage man sie schnell um den Patienten, lege Gummiflaschen voll heißen Wassers oder andere heiße Gegenstände um ihn, besonders an die Füße, und stopfe dann schnell die trockenen Decken rings um ihn fest und dicht, damit die Wärme nicht entweichen, noch kühle Luft an den Körper bringen kann. Um den Kopf lege man einen kalten Umschlag, der alle fünf Minuten zu erneuern ist. So lasse man den Kranken eine halbe oder ganze Stunde liegen, bis er gehörig geschwitzt hat. Dann decke man ihn vorsichtig teilweise auf, und wasche einen Körperteil nach dem anderen mittelst eines Schwammes mit kühlem Wasser. Die gewaschenen Teile trockne man sogleich sorgfältig und bedecke sie mit trockener Bettwäsche. Auf diese Weise können die meisten Fieber in ihrem Anfangsstadium gebrochen werden.

Will man die beste Wirkung erzielen, so muß die Diät für einige Tage bis auf ein Minimum herabgesetzt werden, damit das System Zeit gewinne, sich zu erholen. Die beste Speise für Fieberkranke ist ein wenig leicht verdauliches Obst oder dessen Saft.

So man Fieber in ihren ersten Stadien vernachlässigt, so nehmen sie meistens ihren gewöhnlichen Verlauf, und alles, was man dann noch thun kann, ist, den Leidenden ihre Lage so bequem als möglich zu machen. So wir bedenken, daß viele, dem Namen nach uns bekannte Fieber wochen- oder gar monatelanges Leiden, und häufig den Tod im Gefolge haben, so ist es uns umso wichtiger, daß wir die ersten Anzeichen dieser Krankheit nicht gleichgiltig ansehen. Sie sollten vielmehr als Warnungssignale betrachtet werden, die uns die Natur giebt, um uns in Kenntnis zu setzen, daß etwas höchst Gefahrbringendes im Anzuge ist. Wir werden durch diese Signale aufgefordert, Mittel anzuwenden, um der Gefahr zu entgehen.

Margarete Walde.

Parker, Süd-Dakota, den 5. Febr. 1899.
Werter Dr. J. J. Enz,
Hillsboro, Kansas.

Ich dachte, ich wolle Ihnen einen Brief schreiben. Meine Augen sind jetzt wieder recht. Ich gehe alle Tage zur Schule. Ich kann den ganzen Tag und des Abends studieren und meine Augen thun mir niemals weh. Ich muß aufhören. Schreiben Sie bald. Achtungsvoll

Caroline Adrian.

Mein Vater und meine Mutter lassen Sie grüßen.

Zeitereignisse.

Die Friedenskonferenz des Zaren im Haag.

Niederlande.

Haag, 18. Mai. — Die vom Kaiser von Rußland angeregte Friedenskonferenz wurde heute nachmittag im „Huis ten Bosch", einem zwei Meilen vom Haag gelegenen Landhause, eröffnet. Der holländische Minister des Äußeren, W. H. de Beaufort, hielt die Eröffnungsrede, in welcher er die Delegaten willkommen hieß. Der Minister sprach von der hohen Ehre, die den Niederlanden durch die Erwählung des Haag als Versammlungsplatz der Konferenz erwiesen worden sei und pries den Zaren, der den Anstoß zu der Konferenz gegeben habe. Der Tag der Eröffnung der Konferenz, sagte Redner, würde ein Ruhmestag in der Geschichte des Jahrhunderts sein und er gab der Hoffnung Ausdruck, daß dem Kaiser Nikolaus dem Zweiten vergönnt sein möge, auf diesen Tag als den ruhmreichsten seines Lebens zurückzublicken. Zum Schluß lenkte Redner die Aufmerksamkeit der Delegaten auf die allegorische Gruppe über dem Eingange des Sitzungssaales, in welcher die Friedensgöttin dargestellt ist, wie sie hereintritt, um den Tempel des Janus zu schließen. „Ich hoffe," sagte der Minister, „daß diese schöne Allegorie eine gute Vorbedeutung sein wird für Ihre Arbeiten und daß Sie, nach Erledigung derselben, werden sagen können, daß der Friede, den die Kunst in diesen Saal eingeführt hat, ihn verlassen hat, um seine Segnungen über die ganze Menschheit auszubreiten."

Auf einstimmigen Beschluß sandten die Delegaten die nachstehende Depesche an den Zaren: Die Friedenskonferenz bringt Ew. Majestät zu Ihrem heutigen Geburtstage ihre herzlichsten Glückwünsche dar und giebt dem aufrichtigen Wunsche Ausdruck, an dem großen, edlen Werke mitzuarbeiten, zu welchem Ew. Majestät in so edler Weise den Anstoß gegeben hat und wofür sie Ihnen ihre tiefste Dankbarkeit entgegenbringt.

Der russische Botschafter für England, Baron v. Staal, der zugleich das Haupt der russischen Delegation ist, sagte bei der formellen Übernahme des Vorsitzes in der Konferenz, seine erste Pflicht sei, dem Minister de Beaufort seinen aufrichtigen Dank abzustatten für die edlen Worte, in denen er seines erhabenen Herrn, des Kaisers von Rußland, Erwähnung gethan habe. Se. Majestät, fügte der Botschafter hinzu, würden davon tief gerührt sein, desgleichen auch von der Begeisterung, mit welcher die erlauchte Versammlung die Worte des Ministers aufgenommen habe. „Obwohl," fuhr Baron v. Staal dann fort, „dem Zaren der Ruhm gebührt, die Konferenz angeregt zu haben, so schulden wir auch der Königin der Niederlande großen Dank dafür, daß sie uns nach ihrer Hauptstadt eingeladen hat. Es ist eine glückliche, Erfolg verheißende Vorbedeutung, daß wir unter den Auspizien der jungen Souveränin zusammengekommen sind, deren Einfluß in weiten Umkreisen empfunden wird, deren Herz für alles Große und Edle offen ist, und die der Sache, die uns hierherbringt, eine so herzliche Teilnahme bezeugt.

Auf dem geschichtlich so hochbedeutsamen Boden der Niederlande war es, wo die großartigsten Probleme erörtert wurden. Hier ist die Wiege der Wissenschaft und des Völkerrechtes." Nach einer Anspielung auf die berühmten Friedensverträge, welche im Haag abgeschlossen wurden, und nachdem er sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß Minister de Beaufort die Präsidentschaft über die Konferenz nicht angenommen habe, schloß Baron v. Staal wie folgt: „Ich kann meine Erwählung nicht anders ansehen, als daß ich sie meiner Stellung als Bevollmächtigter des Kaisers Nikolaus, der den Anstoß zur Konferenz gegeben hat, zu verdanken habe. Auf diesen Grund hin nehme ich mit tiefster Dankbarkeit die ausgezeichnete Ehre an und verspreche, alles in meinen Kräften Stehende zu thun, um Ihr in mich gesetztes Vertrauen zu rechtfertigen. Ich bin mir vollkommen bewußt, daß vorgerücktes Alter leider ein trauriges Vorrecht und ein schwacher Bundesgenosse ist, aber ich hoffe, daß ich deshalb wenigstens auf Ihre Nachsicht Anspruch machen darf."

Nachdem Baron v. Staal seine Rede beendet hatte, sandte er im Namen der Konferenz die nachstehende Depesche an die Königin der Niederlande: „Die Mitglieder dieser Konferenz, zum ersten Male in diesem schönen „Huis ten Bosch" versammelt, beeilen sich, Ew. Majestät ihre besten Wünsche zu Füßen zu legen, mit der Bitte, ihre Huldigung und Dankbarkeit für die Gastfreundschaft entgegennehmen zu wollen, welche Sie ihnen so huldreich anzubieten geruht haben."

Die Depesche wurde, nachdem sie verlesen war, warm applaudiert.

Minister de Beaufort wurde zum Ehren-Präsidenten und der tonangebende holländische Delegat, A. P. C. Van Karnebeck, früherer Minister des Auswärtigen und Deputierter, zum Vice-Präsidenten ernannt.

Nach der Ernennung von neun Sekretären wurde Baron v. Staals Vorschlag, daß die Sitzungen geheim sein sollten, angenommen, und die nächste Sitzung findet am Samstag statt, in welcher die Delegaten ein Programm entwerfen und die üblichen Komitees ernennen werden. Alsdann vertagte sich die Konferenz.

Die heutige Sitzung dauerte nur 25 Minuten und die Einstimmigkeit, mit der alle Vorschläge angenommen wurden, wurde als gute Vorbedeutung für den Ausgang der Konferenz angesehen.

(Jll. Staatsz.)

Deutschland.

Berlin, 17. Mai. — Aus Hongkong kommt eine interessante Nachricht, die über die Waffenlieferungen an die Filipinos, welche bekanntlich vielfach ungerechterweise Deutschen zur Last gelegt wurden, Licht verbreitet. Dort sind nämlich die Inhaber der amerikanischen Firma Spitzel & Co., welche ein Geschäft daraus machte, dem Führer der Filipinos, Aguinaldo, Waffen zu liefern, verschwunden, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Die britischen Behörden, sowie der amerikanische und der österreichische Konsul fahnden eifrig auf die Durchbrenner, von denen der eine in Kanton gesehen worden ist. Die beiden Inhaber der Firma stammen aus Österreich, haben sich aber im Auslande naturalisieren lassen, der eine in den Ver. Staaten, der andere in England.

Berlin, 17. Mai. — Der „Lokal-Anzeiger" veröffentlicht heute eine Unterredung mit William T. Stead, welcher neulich eine zweite Audienz beim Zaren hatte, worin der Zeitungsmann gesagt haben soll, der Zar habe mit großem Bedauern die Flugschrift des Professors Stengel, eines der deutschen Delegaten zur Friedenskonferenz, gelesen, in denen der Krieg verteidigt und erklärt wird, daß ein ewiger Friede nicht der Endzweck der Kultur sein sollte. Die Zarin habe es ebenfalls sehr bedauert, daß der Gedanke des Zaren einen so unfreundlichen Widerhall in ihrer deutschen Heimat gefunden habe.

Es wird hinzugefügt, Stead habe in allen amtlichen russischen Kreisen die Ansicht vorgefunden, daß Prof. Stengels Ernennung eine Mißachtung Rußlands bedeute.

Süd-Afrika.

Kapstadt, 16. Mai. — Der hiesige „Argus" veröffentlicht heute eine Depesche aus Pretoria, der Hauptstadt der Südafrikanischen Republik, worin es heißt, der Staatssekretär P. W. Reitz bestätige die Nachricht, daß eine Anzahl Verhaftungen vorgenommen worden sei, und es gehe das Gerücht, die Gefangenen seien frühere britische Offiziere.

Johannesburg, 16. Mai. — Hier ist eine Anzahl Personen auf die Anklage des Hochverrats verhaftet worden.

London, 16. Mai. — Vorstehende Depesche erklärt wohl das heute beim „Argus" in Kapstadt aus Pretoria eingetroffene Telegramm, worin es heißt, der Staatssekretär der Südafrikanischen Republik bestätige die Nachricht, daß eine Anzahl außergewöhnlicher Verhaftungen vorgenommen worden sei, und es gehe das Gerücht, daß die Verhafteten frühere englische Offiziere seien.

Pretoria, Transvaal, 16. Mai. — Die heute früh in Johannesburg erfolgte Verhaftung von sieben angeblichen früheren britischen Offizieren, Namens Niwolls, Patterson, Tremlett, Ellis, Fries, Hooper und Mitchell wegen angeblichen Hochverrats hat hier ungeheure Aufregung hervorgerufen. Die Gefangenen wurden in einem Sonderzuge nach Pretoria gebracht. Nachdem sie im Gefängnis untergebracht waren, wurden sie vom hiesigen britischen diplomatischen Agenten besucht.

Die Verhaftungen wurden durch einen Geheimpolizisten herbeigeführt, welcher sich einer Bewegung anschloß, die, wie es heißt, den Zweck hatte, Leute anzuwerben, um eine Erhebung in Scene zu setzen.

Es wurden belastende Schriftstücke an den Gefangenen gefunden, und man glaubt, daß weitere Verhaftungen folgen werden.

London, 16. Mai. — Die Nachrichten aus Johannesburg hängen vielleicht auch mit einer geheimnisvollen Depesche zusammen, die am 12. Mai aus Pretoria in Johannesburg eintraf und worin es hieß, daß in der Hauptstadt der Südafrikanischen Republik ein Sonderzug in Bereitschaft gehalten werde, auf welchem sich Buren-Artillerie, Geschütze und ein Scheinwerfer-Apparat befänden. Es hieß damals, daß die Sache nichts zu bedeuten habe, aber die heutige Nachricht wirft ein ernstliches Licht auf die Bewegung, und es ist sicher, daß es in London eine gewaltige Aufregung geben wird, wenn die Nachricht von den Verhaftungen allgemein bekannt werden wird.

Die heutigen Abendblätter bringen Spezialdepeschen aus Kapstadt, worin es heißt, daß in Johannesburg sieben Mann verhaftet und nach Pretoria gebracht worden seien. Die Regierung der Kapkolonie, heißt es weiter, sei wegen der Angelegenheit in geheimer Beratung. Die Nachricht habe in ganz Südafrika große Aufregung hervorgerufen.

Die „Standard & Diggers News" Organ der Buren in London, bringt eine Depesche aus Pretoria, worin es heißt, daß gestern abend Haftbefehle vom Staatsanwalt ausgestellt und um Mitternacht ausgeführt worden seien. Die Depesche sagt weiter, seit vier Monaten sei eine Verschwörung oder Erhebung vorbereitet worden, und die Angeklagten, die von der Südafrikanischen Gesellschaft angestellt sein sollen, hätten bereits zweitausend Mann angeworben.

Der frühere Premier der Kapkolonie und in Südafrika ansässige Direktor der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft, Cecil Rhodes, teilte der Associated Preß mit, er habe nichts von den in Johannesburg vorgenommenen Verhaftungen gehört und wisse nichts über die Ursache derselben.

Johannesburg, 16. Mai. — Es sind noch weitere Haftbefehle ausgestellt worden. Es wird behauptet, daß die bereits verhafteten Offiziere bereits an der Arbeit waren, ein Corps in Natal, der britischen Kolonie zwischen dem Oranje-Freistaat und dem Indischen Ocean, zu organisieren, welches die geplante Bewegung in Johannesburg unterstützen sollte.

Pretoria, 16. Mai. — Die verhafteten Offiziere, deren Zahl acht und nicht sieben, wie zuerst gemeldet wurde, beträgt, sind Kapitän Patterson, früher bei den Lancers, Col. R. F. Nicholls, Leut. J. Tremlott, C. A. Ellis, früher Privat-Geheimpolizist in Johannisburg, Leut. John Allen, früher bei der reitenden Artillerie, Quartiermeister Mitchell, J. Fries, gewesener Sergeant, und R. P. Hooper, gewesener Sergeant.

Keiner derselben hat im Dienste der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft gestanden.

Wie es heißt, hat der Polizeikommissär, welcher die Affaire in der Hand hatte, vier Monate an dem Falle gearbeitet. Der Geheimpolizist Beaty, welcher die Verhaftungen vornahm, erhielt seine Instruktionen letzte Woche und sicherte sich gestern die nötigen Haftbefehle.

Die Executive von Transvaal hält heute abend eine geheime Sitzung und berät über die Verhaftungen.

(Jll. Staatszg.)

London, 17. Mai. — Der hiesige Konsul von Transvaal hat von seiner Regierung folgende, aus Pretoria, den 16. Mai, datierte Depesche erhalten: „Richard Nicholls, der sich für einen Oberst; George Patterson, der sich für einen Kapitän ausgiebt; Edward J. Tromlett, Chas. Ellis, John A. Mitchel, Fries und Hooper sind gestern auf die beschworene Aussage von drei Engländern unter der Anklage des Hochverrats, in Verbindung mit der Absicht, Truppen für eine Revolution anzuwerben, das Fort von Johannesburg zu nehmen und von der Stadt so lange Besitz zu ergreifen, bis britische Truppen zu ihrem Beistand aus Natal angekommen sind, verhaftet worden.

„Einer der Verhafteten behauptet, daß er nach Verhaltungsmaßregeln des britischen Kriegsministeriums gehandelt habe."

Zu den neuesten Studentenunruhen in St. Petersburg, Rußland, sagt die „Jll. Staatszeitung" unter folgendem:

„Die Studenten-Unruhen sind heuer schlimmer gewesen als je zuvor, und noch ist kein Ende abzusehen. Ein großer Teil der Studenten ist von den Behörden aus Petersburg mit zarter und unzarter Gewalt abgeschoben worden, ein anderer kleinerer Teil ist „administrativ" verschwunden; die Peter-Paulsfestung ist gar verschwiegen. Die ganze Sache hat eine fast unheilbare Wendung genommen. Nachdem der Kaiser auf Vorstellung des Ministers Witte den früheren Kriegsminister Wannoswski mit der Untersuchung betraut und dieser europäisch gebildete, wohlwollende Mann die Untersuchung in der allervernünftigsten Weise begonnen hatte, revoltierte die studierende Jugend aus unbekannten Gründen von neuem. Damit war die günstige Position für die Studentenschaft verloren. Herrschte zuerst die von Witte betonte, richtige Ansicht, daß die Unruhen keinen politischen, anarchistischen Hintergrund hätten, fand man denselben jetzt; dadurch ist auch des Finanzministers Stellungnahme zur Sache kompromittiert, und die Sympathie des Publikums hat sich von der Studentenschaft abgewandt. Hunderten ist die Carriere verdorben, nachdem polnische Intriguen entdeckt worden sind."

Depesche von Otis.

Washington, 17. Mai. — Das Kriegsdepartement hat folgende Depesche vom General Otis erhalten:

„Manila, 17. Mai. Lawton hat mit großer Geschicklichkeit die Provinz Bulacan besetzt und die Insurgenten nach Norden hin, nach San Isidoro, der zweiten Hauptstadt der Insurgenten vertrieben, die er heute morgen eingenommen hat. Der Feind hat sich in das Gebirge zurückgezogen. Kobbes Kolonne ist mit den Kanonenbooten den Rio Grande hinaufgegangen."

Georgia.

Dem Geistlichen L. B. Broughton, Pastor des „Baptisten-Tabernakels" in Atlanta, hat man es übel genommen, daß er anläßlich der jüngsten im Staate verübten Lynchmorde offen seiner Empörung über diese Greuelthaten Ausdruck gab und die Lyncher eine Mörderbande nannte. Letzte Woche erhielt der Prediger eine Anzahl Drohbriefe, denen Fleischstücke des am Marterpfahl verbrannten Negers Sam Hose als „Andenken" beigelegt waren. Der Pastor aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern erklärte die anonymen Absender der Drohbriefe für erbärmliche Feiglinge. Aus Rache haben nun die Lyncher das Gotteshaus seiner Gemeinde nachts erbrochen, die ganze Einrichtung zerschlagen, Teppiche aufgerissen und die Wände mit grellen Farben beschmiert. Auch ließen die Unholde Plakate zurück, worin das Volk aufgefordert wurde, dem „Negerbeschützer" nach Weißkappenbrauch eine Prügelstrafe zu erteilen.

G. A. R.

Milwaukee, Wis., 17. Mai. — Das 33. jährliche Encampment der Wisconsin Grand Army of the Republic ist heute formell eröffnet worden. Departmentcommander Charles H. Russell pries in seiner Jahresadresse die Thätigkeit des Womans Relief Corps und machte darauf aufmerksam, daß die Gräber der Helden zweier Kriege am Kriegergedenktage nicht vergessen werden sollten. Der Bericht des Hilfs-Generaladjutanten zeigt eine Mitgliederzahl von 10,878. Der Bericht des Hilfs-Generalquartiermeisters zeigt einen Kassenbestand von $1456.

Das Womans Relief Corps und die Sons of Veterans hielten ebenfalls Versammlungen ab, in denen sie Routinegeschäfte erledigten. Heute nachmittag wurde ein Umzug der Veteranen durch die Hauptstraßen abgehalten.

Neueste Nachrichten.

Ausland.

Großbritannien.

Falmouth, 21. Mai.—Der Dampfer „Paris" von der amerikanischen Linie (Kapitän Watkins), auf der Fahrt von Southampton und Cherbourg nach New York begriffen, blieb heute in der Frühe auf einer ziemlich weit draußen liegenden Felsenspitze der Manacles sitzen, an einer eine halbe Meile von dem Platze, wo der gescheiterte Atlantische Transportdampfer „Mohegan" liegt, und fünf Meilen von Falmouth entfernten Stelle.

Die „Paris", welche gestern von Southampton abfuhr, legte in Cherbourg an, wo sie 50 Passagiere an Bord nahm.

Gestern abend um 6 Uhr ging sie von Cherbourg ab.

Heute früh, kurz nach ein Uhr, lief sie in einem dichten Nebel und bei hoher Flut auf den Grund.

Gefahr war vom ersten Augenblicke an keine vorhanden.

Lebensrettungsboote und Schlepper schwärmten buchstäblich in kürzester Zeit um den Dampfer herum, um Beistand zu leisten.

Eine Mehrzahl der Passagiere, 380 an Zahl, wurde nach Falmouth gebracht, wo sie für den übrigen Teil der Nacht untergebracht wurden.

Kapitän Watkins berichtete, daß sein Schiff sicher in ruhigem Wasser liege und daß beunruhigenden Gerüchten kein Glauben geschenkt werden sollte. Passagiere und Mannschaften seien alle wohlauf.

Die erste Andeutung, daß der Dampfer auf die Felsen stieß, brachte ein leichtes Reiben, worauf sehr bald ein deutliches Stoßen folgte.

Die Wache rief, daß etwas vor dem Schiffe sichtbar werde, aber ehe es noch Zeit war, die Maschinen rückwärts zu stellen, war der Dampfer schon auf die Felsen gelaufen, 200 Yards vom Lande.

Mit Hilfe von Racketen wurde Beistand herbeigerufen und die Küstenwachen telephonierten sofort an die Lebensrettungsstation nach Booten.

Die Mehrheit der Passagiere hatte keine Ahnung, daß sich ein Unfall zugetragen hatte, bis sie von den Aufwärtern geweckt wurden.

Als sie an Deck kamen, fanden sie die Boote des Dampfers fix und fertig in Bereitschaft, sie aufzunehmen.

Die See war spiegelglatt und das einzige Ungemütliche für die Passagiere war ein leichter Regen, der sich eingestellt hatte.

Da die See vollkommen ruhig war, konnten die Boote mit völliger Sicherheit gehandhabt werden.

An Bord des Dampfers herrschte die größte Ordnung.

Kapitän Watkins stand auf der Brücke, die nötigen Befehle gebend, und seine Kaltblütigkeit und Ruhe verfehlten ihre Wirkung auf die Passagiere nicht.

In Uebereinstimmung mit der Weisung des Kapitäns wurden die Frauen und Kinder zuerst vom Schiffe genommen und es herrschte dabei eine solche Ordnung, daß ein Passagier die Scene einfach als einen langsamen Zug von Frauen und Kindern beschrieb, die sich im Gänsemarsch zu den Booten bewegten.

Bei Tagesanbruch konnte man die Lage des Dampfers besser erkennen.

Das glänzende Licht des Saint Anthony-Leuchtturmes am Eingange des Hafens von Falmouth war deutlich durch den Nebel und Regen zu sehen, und ganz in der Nähe sah man die noch stehenden Masten des verunglückten Dampfers „Mohegan."

Es heißt, daß ein Falmouther Lotsenboot der „Paris" ein Warnungszeichen gegeben habe, welches dem Kapitän andeutete, daß er mit seinem Schiffe auf den „Mohegan" fahren würde, wenn er seinen Kurs nicht ändere.

Die Warnung kam jedoch zu spät und die „Paris" fuhr auf einen westlich von den Manacles gelegenen Felsenrücken.

Man sagt, daß die Offiziere der „Paris", da dies erst ihre zweite Reise von Cherbourg aus war, sich mit dem Kurs noch nicht gehörig vertraut gemacht hatten.

Die Mannschaft der „Paris" befindet sich noch an Bord des Schiffes.

Man glaubt, daß der Dampfer einen großen Riß im Boden des Vorderteiles hat. Schlepper befinden sich in seiner Nähe und werden versuchen, ihn von den Felsen herunterzubringen.

Weitere Mitteilungen über den Unfall zeigen, daß die Mannschaft, sobald das Schiff auflief, an Deck beordert wurde.

Als die Passagiere aus ihren Kabinen kamen, wurden sie mit Worten der Beruhigung und der Versicherung, daß ihnen keine Gefahr drohe, empfangen. Überall herrschte Ruhe und Kaltblütigkeit und die Stewards verabreichten allen, die es wünschten, Kaffee und andere Stärkungsmittel.

Kapitän Watkins ließ sich in seinem Boote ans Land rudern, um genau festzustellen, wo er sich befände und um nach Falmouth zu telegraphieren, daß man ihm Schlepper schicken möge.

Inzwischen ließ man auf dem Dampfer Racketen steigen und feuerte Signalschüsse ab.

Als der Tag anbrach, fühlte sich jeder an Bord erleichtert, als er sah, daß Land auf der einen Seite war und Lebensrettungsboote auf der anderen Seite des Dampfers in der Nähe lagen.

Das Schiff lag mit der Spitze nach Südwesten gerichtet, da das Zurückstellen der Maschinen es mit der Breitseite auf die Felsen gebracht hatte.

Zum Glück war die See ruhig und es ging kein Wind.

Im anderen Falle würde wohl eine andere Geschichte zu erzählen sein.

Wie gefährlich die Umgebung war, konnten die Passagiere und die Mannschaft am besten an den Masten des untergegangenen Dampfers „Mohegan" erkennen, die noch aus dem Wasser hervorragen, und an einer Glockenboje, die unablässig tönt, als läute sie zum Tode.

Als Kapitän Watkins von seiner Fahrt ans Ufer zurückkehrte, erfuhr er, daß sich bereits ziemlich viel Wasser im Rumpfe befinde, und die inzwischen angekommenen Schlepper waren für alle Fälle bereit.

Sämtliche Passagiere wurden auf den Schlepper „Dragon" gebracht, aber außer den Kleidern, die sie auf dem Leibe trugen, nahmen sie nichts mit sich.

Kurz nach sieben Uhr wurden sie in Falmouth gelandet, von dem Ortsagenten der Amerikanischen Linie empfangen und mit aller Sorgfalt in den verschiedenen Hotels, sowie in der Matrosenheimat untergebracht.

Als die „Paris" auflief, dauerte die Flut nur noch eine Stunde, und dies reichte nicht aus, um sie von den Felsen herunter zu bekommen.

Hunderte von Menschen besuchten heute den Schauplatz des Unfalles.

Die Passagiere können das Verhalten der Offiziere und Mannschaft nicht genug rühmen und erkären, daß sie es nur der Kaltblütigkeit derselben verdanken, daß sich nicht der geringste Unfall zutrug. Nicht einen Augenblick mangelte es an der nötigen Disciplin.

Wie es heißt, waren die Offiziere des Dampfers so fest von der Richtigkeit ihres Kurses überzeugt, daß der Dampfer mit einer Schnelligkeit von achtzehn bis neunzehn Knoten die Stunde fuhr, als er auflief.

Wenn die Windstille anhält, wird wenig Gefahr für den Dampfer vorhanden sein, sollte sich der Wind jedoch nach Osten oder Südosten drehen, dann dürften die Folgen bedenklich sein.

Gegen fünf Uhr verließen die Schlepper den Schauplatz des Unfalles.

Es sind Arbeiter auf Lichterschiffen nach dem gestrandeten Dampfer abgegangen, um die Sachen der Passagiere von dem Dampfer zu holen.

Wie es heißt, sind die vorderen Abteilungen der „Paris" voll Wasser.

Unter den Passagieren des Dampfers befanden sich viele unbemittelte Auswanderinnen, die alle in der hiesigen Matrosenheimat gut untergebracht wurden.

Frau A. G. Spalding von Chicago erzählte über den Unfall folgendes: „Ich befand mich ziemlich weit vorn auf dem Dampfer und fühlte den Stoß. Als ich meine farbige Zofe weckte, wollte dieselbe absolut im Bett bleiben und rief: Wenn wir ertrinken müssen, so wollen wir im Bett ertrinken. Es kostete mir einige Mühe, sie zu überreden, an Deck zu gehen, selbst als die Rettung sicher war."

Heute abend liegt die „Paris" beinahe in derselben Stellung als wie sie auffuhr. Ihr Bug befindet sich etwa 150 Yards vom Ufer und ihr Hinterteil etwa 200. Beinahe in gerader Linie und etwa eine Meile davon liegt das Wrack des „Mohegan".

In den drei vorderen Abteilungen des Dampfers steht das Wasser etwa 16 Fuß hoch, aber die Maschinen sind scheinbar unbeschädigt.

Es wurde beschlossen, auf besondere Rettungsapparate und die nächste Flut, die morgen eintritt, zu warten. Die See ist noch ruhig und die Arbeit des Ausladens schreitet voran.

Niederlande.

Haag, 21. Mai. — Die amerikanischen Mitglieder der Ausschüsse der Friedenskonferenz sind die folgenden:

Abrüstung — White, Mahan und Crozier.

Kriegsgesetze — White, Newell, Mahan und Crozier.

Schiedsgerichte—White, Low und Holls.

Die Ausschüsse werden sich am Dienstag zum ersten Male versammeln.

Die acht in Graf Murawjew's Rundschreiben aufgeführten, zur Erwägung empfohlenen Punkte sind unter die Ausschüsse verteilt worden wie folgt:

Die Abrüstungskommission wird beraten:

1. Beschränkung der Ausgaben.
2. Verbot neuer Feuerwaffen.
3. Beschränkung des Gebrauchs von Explosivstoffen.
4. Verbot des Gebrauchs unterseeischer Boote.

Der Ausschuß für die Gesetze der Kriegführung wird beraten:

5. Anwendung der Genfer Konvention auf den Seekrieg.
6. Neutralität von Schiffen im Gefecht, während sie mit der Rettung Schiffbrüchiger in und nach dem Seetreffen beschäftigt sind.
7. Revision der Brüsseler Erklärung von 1874 über Kriegsbenachrichtigungen und Gebräuche.

Der Ausschuß für Schiedsgerichte und Vermittlung wird sich mit der 8. Frage in Graf Murawjew's Rundschreiben befassen.

Die britischen Mitglieder des Ausschusses für Schiedsgerichte sind Sir Julian Pauncefote und Howard.

Cuba.

Havana, 21. Mai. — Die hiesigen Zeitungen spiegeln die Unzufriedenheit und Entrüstung der Cubaner über die Zumutung wieder, daß ihnen ihre Waffen, wenn nötig mit Gewalt weggenommen und von den amerikanischen Militärbehörden verwahrt werden sollen.

Carlos Cespedes soll, wie die Times von Cuba sagt, sich dahin geäußert haben, daß General Maximo Gomez auf die letzten Unterhandlungen in gutem Glauben eingegangen sei, und daß General Brooke, wenn er die Ordre, welche vereinbart worden sei, ändern sollte, sein, Gomez, gegebenes Wort brechen würde.

Cespedes meint, es wäre besser, daß die $3,000,000 nach Amerika zurückgeschickt würden, als daß ihre Verteilung vor sich ginge, wenn die Bedingung die wäre, daß die Waffen der Cubaner von der amirikanischen Armee in Empfang genommen würden.

Santiago, 21. Mai. — Trotz der aufreizenden Leitartikel in den hiesigen Zeitungen, welche auf Störungen und Agitationen durch Politiker hindeuten, ist wenig Aufregung in der Stadt zu bemerken.

Die Aufhebung des Obergerichts durch Generalgouverneur Brooke wird, wie man behauptet, ernstliche Verwickelungen in der Rechtspflege herbeiführen, da viele wichtige Entscheidungen in Civilfällen ihre Gültigkeit verlieren. Der Befehl wird für eine Inconsequenz erklärt, da er sich auf bereits abgegebene Entscheidungen, ausgenommen in Kriminalfällen, bezieht.

Die Cubaner behaupten, daß ihr einziger Schutz, die spanischen Gerichte auf der Insel und das Obergericht in Madrid, jetzt fort sei, und daß sie, da die Gehälter der Richter abgeschafft seien, keine Gerechtigkeit mehr erlangen könnten.

Inland.

Cape Henry, Va., 21. Mai.—Der geborgene spanische Kreuzer „Reina Mercedes" ist heute vormittag halb elf Uhr im Schlepptau der Schlepper „Merritt" und „Rescue" bei den Capes vorbeigekommen.

Denver, Col., 21. Mai.—Auf der Gebirgsstrecke der Colorado & Southern-Bahn wird immer noch mit Dynamit und Schaufel gegen den Schnee gekämpft. Es wird behauptet, daß ohne die Anwendung von Dynamit die Schneebänke bis zum vierten Juli nicht verschwinden würden.

Die Strecke zwischen Como und Gunnison wird in kurzer Zeit wieder in Betrieb sein.

Gegen Ameisen in Speisekammern.

1. Eine Mischung von Borax und Zucker, mit kochendem Wasser gut gemischt, und auf Scherben von Thonwaren auslegen.

2. Eine Mischung von Pottasche und Zucker in flachen Untertassen aufstellen.

3. Zerschnittene Citronen auslegen.

4. Seifensiederlauge, vermischt mit gestoßenem Zucker, in flachen Schalen aufstellen.

5. Kleine Stückchen Kampher an die Aufenthaltsplätze der Ameisen legen.

6. Der Geruch von Fischfleisch, namentlich von solchem, das im Begriff ist, in Fäulnis überzugehen, soll die Ameisen vertreiben.

7. Man löst ein halbes Pfund Salz in einem halben Pint kochenden Wassers auf, und bestreicht mittelst eines Pinsels die Stellen, wo sich die Ameisen zeigen.

8. Mit Borax vermischten (oder sonstwie vergifteten) Syrup in flachen Untertassen ausstellen. Borax ist ein Gift für Ameisen.

9. Eine dünne Auflösung weißen Arseniks, der etwas Zucker zugesetzt, in flachen Näpfchen, vertilgt die Ameisen.

10. Zucker, mit etwas fein gepulvertem Schwefel vermischt, ist ein Gift für Ameisen.

11. In einer mit Brechweinsteinlösung versetztenOniglösung werden Schwämme getränkt, und an die Ameisenwege gelegt.

12. Man bestreicht die flachen Teller mit Speck oder Schmalz. Die Ameisen ziehen Schmalz oder Speck jedem anderen Nahrungsmittel vor. Legt man nun kleine Brettchen oder Stäbchen von dem Rande des Tellers bis auf den Boden, so daß die Tiere eine Art Laufbrücke haben und bequem dazu können, so werden sie in kurzem die Teller dicht bedecken. Wenn die Teller dann voll sind, streicht man sie ab in kochendes Wasser.

13. Mit Borax vermischtes Fett, auf flache Untertassen geschmiert, aufstellen.

14. Pulverisierten Borax ausstreuen.

15. Aufstellen von flachen Schalen, die mit Speck oder Schmalz beschmiert sind. Das Fett wird mit einigen Tropfen Kleesäure angefeuchtet. Die Kleesäure wirkt giftig.

16. Gepulverten Schwefel, Dosten und Wohlgemut vermischt und dieses Pulver auf die Ameisenwege streuen.

17. Ameisen haben eine große Vorliebe für starkriechende, zuckerreiche Branntweine. Man gießt nun Ingwerliqueur, vermischt mit etwas Honigsaft, in flache Näpfchen und stellt diese an die besuchten Stellen. Die Ameisen berauschen sich, fallen hinein und ertrinken in ungeahnter Menge. Will man die Wirkung noch vergrößern, so bestreicht man die Außenseite der Näpfchen mit dem Liqueur und zwar um 5 Uhr, da von da an bis in die Nacht hinein die Tiere hauptsächlich kommen und in Bewegung sind.

18. Beim Tapezieren des Raumes zu dem zu verwendenden Kleister etwas Coloquintenpulver hinzuthun, und zwar ungefähr auf 7 Pfund Kleister $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Pfund des Pulvers.

19. Ausstreuen von Ruß auf die Ameisenwege.

20. Im Hamburger Grundeigentümerverein wurde als erprobtes Mittel vorgeschlagen, eine Schweinsniere als Köder auszulegen. Zu Tausenden könnten so die Tiere gefangen und getötet werden.

21. In dem vom Mark befreiten Knochen einer gebratenen Kalbskeule tropft man Honig oder Vogelleim und legt ihn an den Hauptherd. Über Nacht sammelt sich eine große Anzahl von Ameisen daran und man übergießt ihn dann mit heißem Wasser. Der Knochen zieht die Tiere an, der Honig oder Vogelleim hält sie fest.

(Fundgrube.)

Der Hausfriede kommt von der Hausfrau.

Ein braves Weib, ein eigner Herd,
Sind Gold und Perlen wert.

An unsere Leser in Rußland.

Wer sich eines unserer Blätter „Mennonitische Rundschau", „Herold der Wahrheit" oder „Der Christliche Jugendfreund" bestellen will, der kann solches bei demjenigen unserer Agenten thun, der ihm am nächsten ist; dieselben sind:

Peter Jantzen, Gnadenfeld.
David Epp, Chortitz.
H. Borm, Chortitz
David Schellenberg, Sofiewsky Sawod.
Jsaak Born, Lichtfelde.

In **Neuhalbstadt**, auf der Station **Kurman Kemeltschie** in der Krim, auf **Memrik** und anderen guten Plätzen wären uns tüchtige Agenten erwünscht. Man frage um Bedingungen an.

Oben genannte Agenten sind autorisiert Gelder in Empfang zu nehmen und darüber zu quittieren. Achtungsvoll

Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.

Herr Straube war persönlich in unserer Office und hat uns viele Zeugnisse von bekannten Leuten im Original vorgelegt, weshalb wir auch diese Anzeige mit gutem Gewissen in unsern Blättern aufnehmen.— Die Redaktion.